

☞ Die Hingucker ☜

In der kleinen Stadt Weinach gehen seltsame Dinge vor sich. Manche Leute fühlen sich dort plötzlich nicht mehr sicher...

Matti und seine Schwester Kathi spüren täglich mehr, wie sich Unrecht breit macht.

Sie wollen nicht einfach wegschauen, sondern beschließen mit zehn anderen Kindern zusammen, etwas dagegen zu unternehmen.



Seit Tagen regnet es.

Frau Cederbaum hat zu mir gesagt: „Wenn es in den Ferien mal ganz lang regnet, Matti, dann schnapp dir ein leeres Heft und schreib alles auf, was du erlebt hast. In ein paar Jahren würdest du es selber nicht mehr glauben, aber dann steht es schwarz auf weiß vor dir.“

Der Sommer ist fast vorbei. In zwei Wochen fängt die Schule wieder an.

Drüben auf meinem Bett sitzt Arun und steckt seine Nase in mein neues Comic-Heft. Seine Haare sind noch ganz feucht vom Regen. Wir treffen uns jeden Tag– egal, welches Wetter draußen ist.

Arun ist mein Freund. Jetzt noch viel mehr als vorher.

„Vorher? Was war denn vorher?“, werdet ihr fragen.

Ja, das ist eben meine Geschichte...

Aruns Eltern haben einen Laden hier in der Straße, in der ich wohne. Sie verkaufen Obst und Gemüse, Käse und Brot. Wir kaufen auch bei ihnen ein.

Ganz gemütlich ist es dort. Wenn ich meinen Freund abhole, warte ich meistens im Laden auf ihn. Es riecht da so gut! Aruns Mama bietet mir manchmal ein paar Oliven an, weil sie weiß, dass ich die so gern esse. Der Laden heißt übrigens „Olivenhain“. Das große „O“ auf dem Schild über der Tür sieht aus wie eine Olive. Wenn Arun dann herunterkommt, fahren wir oft mit dem Rad an den See, um Frösche zu beobachten. Oder wir treffen uns mit den andern auf dem Fußballplatz.

Nach den Ferien kommen wir beide in die fünfte Klasse. Wir sind fast gleich alt, aber ähnlich sehen wir uns gar nicht.

Arun ist ein bisschen größer als ich. Seine Haare sind dunkelbraun, fast schwarz. Ich bin blond, und auf meiner Nase habe ich mindestens zwanzig Sommersprossen. Arun findet diese Punkte witzig. Ich nicht.

Mein Freund hat grüne Augen– genauso grün wie das Schilf an unserem Froschufer.

Die Geschichte, die ich erzählen will, hat vor ungefähr einem halben Jahr im Frühling angefangen.

Wir haben uns wieder mal am Nachmittag getroffen. Es war ein Freitag. Das weiß ich deshalb noch so genau, weil es eine Seltenheit war, Arun an einem Freitagnachmittag zu treffen.

Plötzlich stand er vor unserer Tür. „Matti, hast du Zeit?“

„Ja, komm rauf! Musst du denn heute nicht helfen?“

„Nein, meine Mutter hat mir freigegeben“, sagte Arun. Ich merkte, dass er sich nicht darüber freute.

Wir gingen in mein Zimmer, und er setzte sich auf mein Bett.

„Es gibt nicht mehr so viel zu tun in unserem Laden, weißt du. Wir haben nur noch wenig Kundschaft.“

Als ich ihn ganz ungläubig anschaute, sagte er achselzuckend: „Die Leute bleiben weg.“

„Aber wir kaufen doch bei euch ein!“

„Ja, ihr schon und ein paar andere auch, aber längst nicht mehr so viele wie früher...“ Arun seufzte. „Mama macht sich Sorgen. Uns verdirbt jeden Tag eine Menge Obst und Gemüse. Und Brot verkaufen wir auch nur noch halb so viel.“

„Aber warum kommen denn die Leute nicht mehr?“ Ich war ganz durcheinander und konnte das nicht begreifen. So ein schöner Laden!

„Wir wissen es nicht, Matti. Keine Ahnung...“

Ich setzte mich neben Arun auf die Bettkante. Wir redeten eine Weile nichts.

Da fing Arun wieder an: „In der Fabrik, in der mein Vater arbeitet, passieren komische Sachen.“

In meinem Kopf zog sich ein Knoten zusammen. Ich spürte plötzlich, dass es in Aruns Familie Sorgen gab, von denen ich keine Ahnung hatte.

„Was ist denn passiert?“, fragte ich ihn.

„Du weißt doch, dass Faruk, der Vater von Elas, mit meinem Vater zusammenarbeitet. Er wird dort von einigen Leuten richtig fertig gemacht.“

„Fertig gemacht?“ Ich wusste nicht, was ich mir darunter vorstellen sollte. „Was machen sie denn mit ihm?“

„Ein Arbeitskollege hat ihn beschuldigt, eine teure Maschine kaputtgemacht zu haben. Aber Papa sagt, Faruk kann es gar nicht gewesen sein. Zu der Zeit waren andere an der Maschine. Erich zum Beispiel, Gurtis Vater.“

„Aber warum sagt Faruk das nicht?“

„Er traut sich nicht“, antwortete Arun. „Er traut sich einfach nicht! Erich hat eine Menge Kumpel dort. Faruk hat nur meinen Vater. Und der hat auch Angst. Die beiden glauben, dass sie keine Chance haben.“

„Aber das geht doch nicht!“, rief ich. „So was kann man sich doch nicht gefallen lassen. Dann kann doch bald jeder mit Faruk machen, was er will.“

„Aber verstehst du denn nicht, dass er Angst hat?“ Aruns Stimme hörte sich fremd an. Er sagte: „Also, ich weiß nicht, ob ich den Mut hätte, mich zu wehren. Er müsste dann vielleicht sogar noch den Schaden bezahlen.“

Empört rief ich: „Soll er denn einen Fehler zugeben, den er gar nicht gemacht hat?“

Ich war wütend und wollte mich eigentlich noch weiter aufregen. Da merkte ich plötzlich, dass Arun richtig verzweifelt war.

„Matti, ich glaube, du kannst dich überhaupt nicht in Faruk hineinversetzen. Er hat nur einen einzigen Kollegen, der zu ihm hält. Und er kann nicht beweisen, dass andere an der Maschine waren. Das ist alles nicht so einfach, glaub mir.“

„Also soll er ruhig sein?“

„Ich weißes nicht. Wenn sie viele wären“, meinte Arun, „könnten sie zusammenhalten. Aber zu zweit...“

Arun saß auf meinem Bett wie ein Häufchen Elend. Bestimmt schämte er sich, weil er dachte, dass ich seinen Vater für einen Feigling hielt.

„Du kannst die beiden für feige halten“, sagte er, „aber ich denke, sie sind einfach nicht mutig genug.“

Jetzt war ich ganz verlegen. Mir tat Arun leid.

„Ich hab nie gedacht, dass dein Vater feige ist“, sagte ich kleinlaut. Beim Zuhören hatte ich nämlich schön langsam kapiert, dass das alles wirklich nicht so einfach war, wenn man ernsthaft versuchte, sich in einen anderen Menschen hineinzusetzen.

Unsere Stimmung war gedrückt. So kannte ich Arun bisher nicht. Er war eigentlich meistens gut gelaunt.

Manchmal hab ich ihn sogar beneidet, denn auch seine Mutter war anscheinend immer fröhlich. Ich hatte sie nie mit Arun schimpfen hören.

Bei uns gab es schon mal Krach. Meine Schwester Kathi, die Brillenschlange!

Immer wollte sie Recht haben oder mich herumkommandieren, obwohl sie nur ein Jahr älter war als ich.

Ich ließ mir das nicht gefallen. Na, dann gab's halt Krach und Geschrei.

Wenn Arun da war, spielte Kathi immer das liebe Mädchen.

„Ich versteh gar nicht, was du gegen sie hast“, wunderte er sich.

„Schauspielerei“, sagte ich. „Alles nur Theater! Wenn du da bist, tut sie, als ob sie die Vernünftigste, Geduldigste wäre. Aber wehe, wenn du weg bist! Ich sollte sie mal heimlich auf Kassette aufnehmen. Du würdest dich wundern.“

Arun mochte Kathi. Und sie mochte anscheinend meinen Freund Arun. Aber das nur nebenbei.

Also, wir saßen recht bedrückt auf meinem Bett und hatten an diesem Nachmittag eigentlich keine Lust mehr rauszugehen. Wir hörten noch ein bisschen Musik, und jeder hing seinen Gedanken nach.

„Mein Vater möchte, dass ich öfter mit Elas zusammen bin“, fing Arun plötzlich das Gespräch wieder an.

Das versetzte mir einen Riesenschreck.

„Es wäre ihm lieber, wenn Elas dein Freund wäre und nicht ich?“ Mein Hals wurde ganz eng. Das war mir völlig neu! Arun hatte das niemals erwähnt.

„Er sagt, wir sollten lieber unter uns bleiben.“

Plötzlich merkte ich, dass Arun weinte. Mit einem Ruck setzte ich mich auf. Ich hatte meinen Freund ein paar Mal weinen sehen, weil er sich verletzt hatte, aber noch niemals, weil er traurig war.

Vorsichtig legte ich meinen Arm um seine Schultern.

„Arun“, fragte ich ihn, „möchtest du, dass ich dein Freund bin? Oder möchtest du lieber mit Elas zusammen sein?“

„Du bist mein Freund, Matti. Mit dir verstehe ich mich am besten.“

Er schwieg und weinte noch ein bisschen. „Elas mag ich auch gerne. Wir könnten ihn ja manchmal mitnehmen. Er ist oft allein.“

„Ja, sicher“, sagte ich schnell. Ich war erleichtert über Aruns Antwort. Es wäre für mich eine Katastrophe gewesen, ihn als Freund zu verlieren.

Zu Elas hatte ich keinen so guten Draht.

Da mochte ich schon lieber Tom und Oskar. Zu viert war es oft richtig aufregend. Oskar hatte ein Boot. Damit durften wir ein Stück weit raus auf den See paddeln. Wir konnten ja alle schwimmen und freuten uns schon wieder auf den Sommer.

„Ja“, dachte ich, „wir nehmen Elas in Zukunft öfter mit.“

Arun hatte sich wieder beruhigt. Es klopfte. Kathi steckte ihren Kopf zur Tür herein. Na toll! Ausgerechnet jetzt.

Arun wischte sich schnell mit dem Handrücken über die Augen. Aber Kathi hatte die Lage blitzschnell erfasst. Das war ihr Talent— Leute durchschauen. Sie ließ sich nichts anmerken.

„Hallo, Matti! Hallo, Arun!“ Und schon war sie wieder weg. Das musste man ihr lassen— Einfühlungsvermögen hatte sie! Aber nur manchmal. Und besonders, wenn es um Arun ging. Bei mir war sie oft genug der Elefant im Porzellanladen.

„Ich geh jetzt“, sagte Arun. „Vielleicht kann ich meiner Mutter doch noch was helfen.“ Ich begleitete ihn zur Tür.

„Bis morgen, Arun. Ich hol dich am Vormittag ab.“

Als ich in mein Zimmer zurückkam, hatte sich die Brillenschlange schon auf meinem Bett breit gemacht.

„Und?“ Sie sah mich erwartungsvoll an. „Warum hat Arun geweint?“

Ich musste ihr die ganze Sache erzählen. Ob ich wollte oder nicht.

Kathi war entsetzt. „Ich mach mir Sorgen um Arun“, sagte sie.

„Du?“, rief ich giftig. „Wieso brauchst du dir Sorgen um Arun zu machen?“ Und in Gedanken fügte ich hinzu: „Er ist mein Freund, nicht deiner!“

„Weil das alles furchtbar schlimm ist“, sagte Kathi. „Weißt du, dass es in meiner Klasse auch losgeht mit solchen Hetzereien?“

„Mit welchen Hetzereien?“ Ich war ahnungslos...

„Mit den dummen Sprüchen gegen die Leute mit den grünen Augen.“

Als ich noch immer nichts verstand, fing sie an, laut zu werden: „Sag mal, bist du blind oder taub oder was?“

„Aber was hat denn das mit den grünen Augen zu tun?“ Ich dachte an Aruns wunderschöne Augen. Und an die seiner Mutter.

„Überleg doch mal, Matti“, sagte meine Schwester. „Faruk und Elas, Arun, seine Mutter und sein Vater— alle haben sie grüne Augen!“

Sie sah mir direkt ins Gesicht, um zu erforschen, ob ich ihren Gedanken folgen konnte. Ich konnte es nicht.

„In unserer Klasse ist neulich ein Zettel rumgegangen“, erzählte sie. „Da waren einige Namen aufgeschrieben. Oben drüber stand ‚Grünaugen‘. Ich hab das damals nicht begriffen, aber jetzt begreife ich es. Matti, versteh doch, was da anfängt!“

Langsam dämmerte es mir, was sich meine Schwester da zusammengereimt hatte. „Die spinnt...!“, dachte ich. Aber in meinem Magen grumelte es plötzlich so komisch.

Als ich Arun am nächsten Morgen abholen wollte, war ich starr vor Schreck. Auf die Scheibe des Ladenfensters war mit grüner Farbe ein großes Auge gesprüht.

Aruns Mutter öffnete vorsichtig die Tür, schob Arun hinaus und sagte: „Pass auf dich auf, und komm nach dem Spielen bitte gleich nach Hause.“

Schweigend gingen wir nebeneinander bis zum Sportplatz. Arun biss sich auf die Lippen. Elas kam zu uns her und sagte leise: „Heute Nacht hat jemand ein grünes Auge auf unsere Haustür gesprüht.“

Als Arun nicht antwortete, sagte ich: „Bei Arun ist das Gleiche passiert.“ Dann schwiegen wir.

Richtig Lust zum Spielen hatten wir diesmal nicht.

Als wir in unsere Straße zurückkamen, hatte Aruns Mutter das Auge längst weggeputzt.

Wir liefen noch schnell zu Elas, um bei ihm nachzuschauen. Da war die Sache schon komplizierter. Das Zeichen war auf die Holztür gesprüht worden.

Aber es war Samstag, und Faruk war zu Hause. Er hatte die Tür bereits wieder schön blau gestrichen. Gut so!

Am Montagmorgen kam unsere Lehrerin gut gelaunt zu uns ins Klassenzimmer. Wir hatten Glück mit ihr. Sie war wirklich in Ordnung.

Der Unterricht begann mit dem Morgengebet. Wir beten jeden Morgen in der Schule oder denken über einen Text nach, den einer von uns vorliest.

Als wir uns gesetzt hatten, meldete sich Gurti. „Warum beten Arun und Elas und die da“, er machte eine verächtliche Kopfbewegung in Richtung Suni und Mila, „eigentlich mit? Die glauben doch an einen anderen Gott.“

Die Lehrerin sah Gurti entgeisrert an. „Wie kommst du auf den Gedanken?“

„Mein Vater sagt, die Grünaugen glauben an einen anderen Gort. Sie gehen nicht in die Kirche und feiern ganz andere Feste als wir.“

„Die Grünaugen?“

Unsere Lehrerin war blass geworden. „Du meinst, die Menschen mit grünen Augen glauben an einen anderen Gott? Und die grünäugigen Kinder hier in der Klasse dürften eigentlich gar nicht mitbeten... Das meinst du doch, oder?“

„Ja“, sagte Gurti, „das meine ich. Die sollen zu ihrem Gott beten.“

Arun saß wie versteinert neben mir. Ich schaute zu Elas hinüber. Der war im Gesicht so weiß wie die Wand neben ihm. Auch Suni und Mila hatten ganz entsetzte Gesichter.

„Ich möchte später allein mit dir darüber reden“, sagte Frau Cederbaum zu Gurti.

In der Pause musste er mit ihr im Klassenzimmer bleiben. Ich hoffte, dass sie ihm gewaltig die Meinung sagen würde. Noch vor Pausenschluss kam er heraus, baute sich vor uns auf und sagte mit einem breiten Grinsen: „Der hab ich’s gegeben. Geheult hat die!“

Er schien sehr stolz zu sein.

Tom, Oskar, Arun und ich schauten uns an und wussten nicht, was wir davon halten sollten.

Tatsächlich hatte Frau Cederbaum nach der Pause verweinte Augen.

Wir hatten uns für den Nachmittag am Froschufer verabredet. Da hingen schon die ersten Kaulquappen zwischen den Wasserlinsen und zappelten unentwegt mit ihren Schwänzen.

„Stimmt das, Arun?“, fragte Toni zögernd. „Glaubt ihr an einen anderen Gott?“

Arun schwieg.

Oskar sagte: „In die Kirche geht ihr ja wirklich nicht.“

„Nein“, antwortete Arun, „in die Kirche gehen wir nicht. Bei uns ist das anders. Wir feiern unseren Gottesdienst zu Hause. Zwei Familien treffen sich einmal in der Woche und feiern miteinander.“

Das war uns fremd.

„Ihr feiert zu Hause Gottesdienst?“ Jetzt war ich platt. Arun hatte mir nie davon erzählt.

Donnerstags musste er immer früh daheim sein, aber er hatte mir nie ein Sterbenswort gesagt, warum.

Ich schluckte und spürte, dass ich enttäuscht war. Hatte er kein Vertrauen zu mir?

Er schaute mich an und wusste, was ich dachte.

„Matti, meine Eltern wollten nicht, dass ich viel darüber erzähle. Du siehst ja, wie Recht sie hatten.“

„Was habt ihr denn für einen Gott“, fragte Tom.

Tom war immer ganz direkt, aber ein feiner Kerl. Er wollte jetzt einfach Bescheid wissen. Und ich– ehrlich gesagt– auch.

„Ich weiß nicht, was wir für einen Gott haben. Wir nennen ihn genauso ‚Gott‘ wie ihr. Aber wir dürfen uns kein Bild von ihm machen. Deshalb haben wir ein Zeichen für Gott, an das wir denken können.“ Er schwieg.

„Und was ist das für ein Zeichen?“, bohrte Tom.

„Es ist eine Kugel.“

„Eine Kugel? Euer Gott ist eine Kugel?“, fragte Oskar ziemlich doof.

„Nein“, sagte Arun leise, „das Zeichen für Gott ist eine große Kugel mit vielen Augen.“

„Mit grünen Augen?“

„Ja.“ Er machte eine Pause.

In unseren Köpfen entstanden Kugeln mit unzähligen Augen.

„Gott ist überall und sieht alles gleichzeitig. Deshalb besteht dieses Zeichen aus Augen und ist rund.“

Die Vorstellung war uns fremd, aber irgendwie einleuchtend.

„Hat er einen Namen?“, fragte ich.

„Nein“, sagte Arun. Das klang jetzt hart. Er fühlte sich angegriffen.

Ich lernte ihn von einer Seite kennen, die mir völlig neu war.

Ich muss zugeben, dass es mir ein bisschen mulmig war damals.

Wir merkten, dass wir Arun in Ruhe lassen mussten mit unserer Fragerei.

Zu Hause wartete Kathi schon auf mich. Sie war aufgeregt und streckte mir einen Zettel entgegen.

„Was hast du da für einen Brief?“, fragte ich sie.

„Schöner Brief!“, schimpfte sie und schob mir einem Ruck ihre Brille auf dem Nasenrücken hoch. Das tat sie immer dann, wenn sie sehr angespannt war.

„Weißt du, was das ist? Das ist ein richtiges Hetzblatt! Lies mal!“, schnaufte sie und hielt mir den Wisch unter die Nase.

Was ich da zu lesen bekam, machte mich furchtbar wütend:

„An alle richtigen Einwohner von Weinach! Wacht auf, Leute!

Es gibt hier welche in unserer Stadt, die uns das Geld aus der Tasche ziehen! Schaut euch um, und ihr werdet sehr schnell merken, wer das ist.

Wem gehören die meisten Läden hier im Ort?

Seit Jahrzehnten bereichern sie sich an uns— Fremde mit anderem Aussehen, mit anderen Sitten und einem anderen Gott!

Wollt ihr denn, dass den Grünaugen irgendwann die ganze Stadt gehört? Wenn nicht, dann tut etwas dagegen! Macht Schluss damit!”

Es war noch der Name eines Gasthauses angegeben.

Unter dem Aufruf stand ein seltsames Zeichen.

„Was soll denn das sein?“, rätselte ich.

„Das ist eine Augenklappe“, sagte Kathi, „so wie die Piraten das haben. Eine schwarze Binde über dem Auge. Anscheinend ist das ihr Zeichen.“

Wir waren ratlos.

Erst die aufgesprühten Augen, dann der Angriff von Gurti auf Arun, Elas und die Mädchen in unserer Klasse.

Und jetzt noch diese Drohung von irgendwelchen Augenklappen-Leuten: „Macht Schluss damit!”

Was war damit gemeint?

Ich dachte: „Gott sei Dank kann Aruns Familie nichts passieren, wenn die Kunden ganz ausbleiben. Sein Vater verdient ja in der Fabrik Geld.”

Aber da fiel mir die Geschichte von der kaputten Maschine ein. So sicher war sein Arbeitsplatz also auch nicht.

Langsam fügten sich in meinem Kopf alle Ereignisse der letzten Tage wie Mosaiksteinchen zu einem Bild zusammen.

Es war ein trauriges Bild...

Kathi sagte in meine trüben Gedanken hinein: „Auf dem Schmierblatt steht: ‚Wacht auf!‘ Damit haben sie Recht. Aber anders, als sie meinen. Wir müssen aufwachen! Sonst braut sich da was Fürchterliches zusammen, Matti. Unsere Freunde sind in Gefahr!“

Wir berieten noch lange. Erst nur wir beide, dann später mit unseren Eltern zusammen.

Papa erzählte auch von seltsamen Sachen, die ihm aufgefallen waren.

„Neulich im Bus hat sich ein Mann ganz nah zu mir herübergebeugt, meine Zeitung beiseite geschoben und mir prüfend ins Gesicht geschaut. Ehrlich gesagt, ich dachte, er sei ein bisschen verrückt. Aber jetzt ist mir klar, was er gesucht hat- meine Augenfarbe!“

Unser Vater schüttelte den Kopf. „Zum Lachen ist das nicht mehr.“

Und Mama sagte: „Pass auf, wenn du mit Arun unterwegs bist, dass euch nichts passiert.“

Ich wusste, was sie meinte, tat aber so, als ob ich sie nicht verstünde.

Schon am nächsten Tag wurde Mamas Befürchtung wahr.

Als wir am Nachmittag beim Fußballplatz ankamen, waren Gurti und seine Freunde schon da. Er stellte sich vor Arun hin.

„Mein Vater will nicht, dass ich mit dir in einer Fußballmannschaft spiele. Also raus mit dir!“

Da sagte Arun: „Wenn du nicht mit mir spielen willst, dann geh doch du.“

Gurti lief rot an. „So weit sind wir schon! Die Grünaugen befehlen uns, dass wir abhauen sollen.“ Er schnaufte. „Na warte, du Knallfrosch! Du kannst was erleben.“ Und weg waren sie alle.

Ich war stolz auf Arun. So mutig hatte ich ihn noch nicht erlebt.

Wir spielten mit denen, die noch da waren, aber die Stimmung blieb schlecht.

Auf dem Nachhauseweg stand plötzlich Gurti an der Ecke beim Schulhof. Er trug wie gewöhnlich seinen angeberischen Ledergürtel, an dem ein Haufen Klimperzeug hing. Das hatte ihm seinen Spitznamen eingebracht.

Er war nicht allein. Fünf standen hinter ihm. „Und du? Du Idiot?“ Ein Größerer rempelte mich an. „Du hältst zu dem da, ja? Du hast zwar keine grünen Augen, aber du wirst gleich ein veilchenblaues haben.“

Er schlug mir mit der Hand so hart ins Gesicht, dass ich fast umfiel. Zur gleichen Zeit hatten die anderen auch meinen Freund Arun ins Gesicht geschlagen und mit der Faust in den Magen geboxt. Er krümmte sich.

„Das war für deine Frechheit“, schrie ihn Gurti an. „Beim nächsten Spiel bist du nicht mehr dabei, verstanden?“ Sie verzogen sich. Arun blutete aus der Nase.

Seine Mutter erschrak furchtbar, als sie uns beide sah. Sie wollte Arun das Gesicht abwischen, aber er winkte ab.

Wir gingen in den Laden. Dort erzählten wir ihr alles. Sie ließ sich auf einen Stuhl sinken und legte die Hände vor das Gesicht. „Du darfst da nicht mehr hingehen, Arun“, sagte sie verzweifelt.

„Wir sollten diesen Kerlen nicht nachgeben“, dachte ich. Aber ich wusste, dass es zu schwer war, das nochmal auszuhalten.

Ich dachte einen Augenblick lang an Elsas Vater und konnte ihn auf einmal viel besser verstehen.

„Dann geh ich auch nicht mehr hin“, sagte ich laut— lauter, als ich wollte. „Wir spielen allein Fußball. Hinten auf der Wiese bei der Fabrik. Okay, Arun?“

Arun schwieg.

Dann verabschiedete ich mich.

„**W**arum haben hier in Weinach so viele Leute grüne Augen?“
Ich wollte nun alles erfahren und stellte diese Frage beim Abendessen.

„Sie sprechen unsere Sprache, benehmen sich wie wir, ziehen sich an wie wir. Und doch sind sie ein bisschen anders als wir. Woher kommt das? Was wisst ihr darüber?“ Kathi ging aufs Ganze. Sie war ungeduldig und rückte an ihrer Brille herum.

Unsere Eltern wussten schon etwas, aber nicht besonders viel.

„So viel ich weiß, sind sie schon seit etwa hundert Jahren hier“, sagte Papa, „aber sie kommen tatsächlich woanders her. Wo ihre Heimat genau liegt, kann ich euch nicht sagen. Da fragt ihr am besten Arun. Meine Eltern nannten sie immer ‚Die Malachiten‘.“

„Haben wirklich so viele von den Malachiten Laden?“, wollte ich wissen.

„Sie haben im Lauf der Zeit einige Läden hier in der Stadt übernommen. Und die führen sie genauso gut wie andere Leute auch“, sagte Papa.

Und Mama meinte: „Ich vermute, das kommt daher, weil sie sich gegenseitig mit den Sachen versorgen wollten, die sie aus ihrer Heimat gewöhnt waren. Ich kann mir das gut vorstellen.“

Kathi und mir leuchtete diese Erklärung auch ein.

„Wenn ich so darüber nachdenke“, sagte mein Vater, „fällt mir ein, dass es eigentlich schon immer Neid den Malachiten gegenüber gegeben hat. ‚Kaum sind sie da, haben sie mehr als wir‘, hieß es früher oft. Dieser Eindruck entstand wohl, weil diese Leute alles sparten, was sie verdienten. Sie hatten ihr gesamtes Eigentum bei der Flucht aus ihrer Heimat verloren und wollten natürlich wieder etwas besitzen.“

„Aber das kann man doch verstehen“, meinte Mama. „Das hätten wir ganz genau so gemacht.“

Wir dachten über die Malachiten nach, die wir kannten.

„Ich hatte eine malachitische Schulkameradin. Mara...“, sagte Mama. „Ich habe sie mindestens zwanzig Jahre nicht mehr gesehen.“

Sie stand auf, ging zum Schrank und holte ein Fotoalbum heraus. Sie zeigte uns ein Klassenfoto von damals. „Da ist Mara.“

Mama stammt nämlich nicht aus Weinach, sondern aus einer großen Stadt, ziemlich weit weg von hier.

„War die hübsch!“, sagte Kathi bewundernd.

„Ja, sie war sehr hübsch mit ihren wunderschönen grünen Augen. Sie soll sehr früh geheiratet haben. Wie es ihr wohl geht?“

Nach dem Abendessen schaltete mein Vater den Fernseher ein.

In der Nachrichtensendung kam ein Bericht aus der Hauptstadt. „Randalierer warfen in einigen Läden die Scheiben ein“, sagte der Sprecher, „und sprühten Parolen auf die Hauswände.“

Man konnte diese Parolen ganz deutlich lesen: „Malachiten sind Banditen!“

„Warum verhaftet diese Schmierer niemand?“, rief Kathi.

„Die werden sich nicht erwischen lassen“, vermutete ich.

„Oder man will sie nicht erwischen“, meinte Papa.

„Wieso?“ Ich verstand ihn nicht.

„Wer weiß, wie viele Anhänger diese Leute schon haben. Die haben ja bisher alles geheim gemacht. Jetzt treten sie plötzlich überall gleichzeitig auf. Und man merkt allmählich, dass es viele sind.“

Der nächste Tag war ein Donnerstag.

Als ich Arun zum Unterricht abholte, sagte seine Mutter zu mir: „Matti, du bist Aruns Freund. Er hat mir erzählt, wie tapfer du zu ihm hältst. Das ist doch so?“

„Ja“, gab ich zur Antwort, „natürlich halte ich zu Arun.“

„Dann solltest du uns heute Abend besuchen. Wir feiern unser Grünabendfest. Ich weiß von Arun, dass dir manches von dem, was wir tun, fremd vorkommt. Aber wenn du es erst genauer kennlernst, kannst du es vielleicht verstehen.“

Aruns Mutter zog die Augenbrauen etwas hoch. „Aber frage vorher deine Eltern, ob sie es erlauben. Die Zeiten haben sich geändert.“

Meine Eltern erlaubten es, aber Kathi war beleidigt.

„Und ich?“, sagte sie bockig. „Ich darf die Malachiten nicht kennenlernen, obwohl sie mich so interessieren.“

„Ruf an“, schlug ich ihr vor.

Aruns Vater erlaubte ihr natürlich gerne mitzukommen.

Es wurde ein schöner, aber eigenartiger Abend.

Aruns Familie hatte zu dieser Grünabendfeier ausnahmsweise keine andere Familie zu sich eingeladen. Heute waren nur wir die Gäste.

Als wir die Treppe zur Wohnung hochstiegen, roch es nach frisch gebackenem Brot. Wir betraten das Wohnzimmer, und uns fiel sofort der seltsame Kerzenleuchter auf, der mitten auf dem Tisch stand.

Eine Schale, die am oberen Rand wie eine Acht aussah, war mit honiggelbem Wachs gefüllt. Aus dem Wachs ragten zwei Dochte. Zwei Flammen brannten nebeneinander.

„Das ist unsere ‚Du-und-ich-Kerze‘“, erklärte uns Arun. „Sie soll zeigen, dass es schön ist, nebeneinander zu leben.“

Wir setzten uns. Der Tisch war voll mit grünen Früchten.

Immer hatte ich mich gewundert, warum es im Laden so viel grünes Obst und Gemüse zu kaufen gab. Jetzt war es mir klar– die Malachiten brauchten es für ihre Feier!

Ich hatte im Laden unten schon mindestens zwanzig verschiedene Sorten gesehen– Melonen, Äpfel, Feigen und Weintrauben im Obstregal, und Spinat, Bohnen und Salat bei den Gemüsen. Viele dieser Sachen standen jetzt in Schalen vor uns.

Das Brot, das Aruns Mutter im Laden verkauft, war für mich auch schon immer etwas Besonderes gewesen. Jetzt lagen die großen Zopfbrote vor uns.

Aruns Vater sah heute anders aus als sonst. Seine Kleidung war dunkel und feierlich. An einer Kette trug er einen grünen Stein, der ungefähr so groß war wie eine Walnuss.

„In eurer Religion haben viele Dinge eine ganz besondere Bedeutung“, sagte er. „Das ist bei uns genauso. Dieses geflochtene Brot zum Beispiel ist bei uns ein Sinnbild für unsere Lebenswege. So wie bei diesem Zopfbrot drei Stränge miteinander verschlungen werden, so verschlingen sich ja auch die Wege der Menschen miteinander.“

Ich ließ meinen Blick über die vielen guten Sachen wandern, konnte jedoch nirgends auch nur das kleinste Stückchen Wurst entdecken. Bei unseren Feiern gab es zu Gemüse und Brot oft Fleisch oder Wurst.

Aruns Vater erriet anscheinend meine Gedanken und lachte ein bisschen.

„Wir essen gern, wenn wir feiern“, sagte er, „das seht ihr ja. Aber es darf nichts sein, das Augen hat. Tiere essen wir keine.“

Ich erschrak und schaute Arun an. „Findest du es schlimm, dass ich Fleisch und Wurst esse?“, fragte ich ihn.

„Nein, überhaupt nicht“, antwortete er. „Du kennst es nicht anders, aber ich könnte so etwas nicht in den Mund nehmen.“

„Also sind wir ihnen in manchen Dingen auch fremd“, dachte ich.

Aruns Mutter sagte: „Dass wir keine Tiere essen, ist für uns Leute aus Malachos ein uraltes Gebot.“

Ich spitzte die Ohren. Malachos? Ich schaute zu meiner Schwester Kathi hinüber.

Die rückte an ihrer Brille. Aha! Sie war aufgeregt.

Vielleicht würden wir beide heute Abend endlich mehr erfahren.

Die Feier begann. Vor dem Essen sprach Aruns Vater ein Gebet.

Er berührte seine Stirn mit den Fingerspitzen und überkreuzte dann die Hände auf seiner Brust. Dabei verbeugte er sich kurz.

Er dankte für das Gute, das wir erlebt hatten und bat um Hilfe für das, was noch auf uns zukommen würde. Mir kam das bekannt vor. Von einem Kugelgott mit vielen Augen sagte er nichts. Es hing auch nirgends ein Bild von einer Kugel in der Wohnung.

Die Erwachsenen tranken Wein. Wir Kinder bekamen auch ein bisschen davon in unsere Gläser.

„Uah! Ist der sauer!“

Kathi war unmöglich. Aber sie hatte Recht. Mir zog es gleich beim ersten Schluck das Gesicht zusammen.

Ich hatte damit gerechnet, dass Aruns Familie jetzt lachen würde, aber ich hatte mich getäuscht.

„Auch für uns ist dieser Wein zu sauer“, sagte Aruns Vater ernst. „Aber es ist unser Brauch, sich vor jeder Grünabendfeier zu überlegen, welchen Geschmack das Leben für uns hat. Ist es süß oder sauer oder so wie heute– zu sauer?“

So sauer wie dieser Wein schmeckt unser Leben zur Zeit, Kathi.“

Wir schwiegen eine Weile. Dann hörten wir Aruns Mutter sagen: „Es wird auch wieder anders werden. Irgendwann können wir süßen Wein trinken.“

Ich fürchtete, dass es eher noch schlimmer kommen könnte, aber ich sagte natürlich nichts.

In die Weingläser wurde nun zusätzlich Wasser eingegossen.

„Wasser bedeutet bei euch und bei uns ‚klare Gedanken‘“, sagte Aruns Vater. „Dann kann man auch den sauersten Wein trinken.“

Arun lud Kathi und mich in sein Zimmer ein.

„Sag mal, Arun, warum heißt eure Feier eigentlich ‚Grünabendfeier‘?“

Das wollte ich eigentlich auch fragen, aber nun war Kathi schneller gewesen als ich.

„Das wird euch überraschen“, meinte er. „Unsere Vorfahren auf Malachos haben ihre Wochentage nach den Regenbogenfarben benannt. Wir haben uns zwar schon längst an eure Wochentage gewöhnt, aber unser Feiertag hat noch immer seinen alten Namen.“

„Sag uns doch mal die Farben von euren Wochentagen“, drängte ich ihn.

Er sagte, ohne zu zögern: „Montag- rot, Dienstag- orange, Mittwoch- gelb, Donnerstag- grün, Freitag- blau, Samstag- violett. Das sind die Farben des Regenbogens in der richtigen Reihenfolge.“

„Und der Sonntag?“, fragte Kathi.

„Der Sonntag ist auch bei uns der Ruhetag. Er ist weiß.“

„Schön“, sagten Kathi und ich wie aus einem Mund.

„Arun“, fing Kathi wieder an. Irgendetwas wollte sie noch erforschen. „Grün ist zwar eine schöne Farbe, aber warum bedeutet sie euch so viel? Die anderen Farben sind doch auch schön.“

Arun lachte ein bisschen. „Dafür gibt’s mehrere Gründe. Der erste ist— unsere Augenfarbe ist grün. Der zweite— der Tag unserer Vertreibung von der Insel Malachos war ein Grüntag, also ein Donnerstag. Deshalb feiern wir an diesem Abend unseren Gottesdienst.“

Das leuchtete uns ein.

„Und der dritte hat auch mit unserer Heimatinsel zu tun...“

„Was denn?“, fragte ich. „Was weißt du von dieser Insel?“

„Nicht sehr viel. Meine Eltern sagen immer: ‚Die Gegenwart ist wichtiger als die Vergangenheit‘. Wir haben uns hier gut eingewöhnt.“

„Und was weißt du?“ Ich ließ nicht locker.

„Malachos liegt irgendwo im Südmeer und ist nach den Steinen benannt, die man dort findet. Es sind edle, wertvolle Steine, aus denen man schönen Schmuck machen kann. Sie heißen ‚Malachite‘ und haben einen seidigen, grünen Glanz. Wenn dort jemand krank war, bekam er einen solchen Stein aufgelegt. Wahrscheinlich waren die Malachite der Grund für die Vertreibung. Die anderen wollten in den Besitz dieser Edelsteine kommen.“

Mir fiel etwas ein. „Dann ist also der Stein, den dein Vater heute trägt, ein Malachit?“

„Ja, er ist unser einziges Andenken an Malachos. Meine Ururgroßeltern konnten ihn damals mitnehmen.“

Mir hatte der Stein sehr gefallen. Er war nicht einfach nur grün, sondern hatte ganz verschieden grüne Streifen, von hell bis dunkel.

Als ich das sagte, meinte Arun: „Unsere Vorfahren haben den Malachit gerade wegen diesen hellen und dunklen Streifen verehrt. Sie sagten, der Stein würde uns damit zeigen, dass im Leben Licht und Schatten immer zusammengehören.“

„Zur Zeit sieht man aber nur den Schatten,“ dachte ich bitter.

Wir schwiegen eine Zeitlang.

Dann sagte Arun: „Noch etwas kann der Malachit. Er hilft den Menschen beim Wachsen. Meine Oma hat mir erzählt, dass früher alle Kinder auf der Insel einen kleinen Malachit um den Hals getragen hätten, damit sie gut wachsen konnten.“

Er schmunzelte. „Und mein Opa hat sogar behauptet: ‚Wenn man Wasser aus einem Malachitbecher trinkt, dann versteht man die Sprache der Tiere.‘ Aber das glaub ich nicht. Das ist bestimmt ein Märchen.“

„Man müsste es ausprobieren“, meinte Kathi und hatte schon ganz runde Augen hinter ihren Brillengläsern.

Die wollte wirklich alles wissen! Mir hätte es schon genügt, wenn ich die Sprache der Menschen immer richtig verstanden hätte.

„Wie sind deine Vorfahren eigentlich von Malachos hierher gekommen?“, fragte ich. „Vom Südmeer bis zu uns ist es ja kein Katzensprung.“

Arun dachte nach. „Das weiß ich nicht“, sagte er. „Es war jedenfalls ein sehr weiter Weg. Und es sind auch nicht alle Malachiten hier angekommen. In anderen Ländern gibt es auch Landsleute von uns.“

Kathi und ich bedauerten Arun und sein Volk.

„Für mich ist das nicht schlimm“, versicherte er uns. „Schon meine Urgroßeltern sind hier geboren. Wir fühlen uns hier zu Hause.“

Er verbesserte sich: „...haben uns hier zu Hause gefühlt.“

„Das wird irgendwann auch wieder so sein“, tröstete ihn Kathi.

Aruns Zimmer war sauber aufgeräumt. Viel ordentlicher als meines. Auf einem Regalbrett lagen zwei Kugeln. „Die sind für euch.“

„Für uns?“, fragte Kathi.

„Ja, jeder darf sich eine nehmen.“

„Du zuerst“, sagte Kathi. Das war anständig von ihr.

Ich nahm die linke, Kathi die rechte. Die Kugeln waren aus Ton geformt, getrocknet und bemalt.

„Die sind ja ganz empfindlich!“ Ich hatte Angst, sie zu zerbrechen.

„Sie müssen empfindlich sein. Es sind Freundschaftskugeln. Man soll ganz vorsichtig damit umgehen. Das ist bei uns so Brauch“, erklärte uns Arun, ein bisschen verlegen.

„Man schenkt sich die Kugeln und legt sie zu Hause irgendwohin. Und wenn man spürt, dass man den andern ganz gut kennengelernt hat, dann klopft man sie auf.“

„Aber dann sind sie ja kaputt!“, meinte Kathi.

Ich glaube, sie freute sich unheimlich über Aruns Geschenk.

„Nur die Schale ist kaputt. Was drin ist, kommt dann erst zum Vorschein.“

„Und was ist drin?“, wollte ich wissen.

„Das ist die Überraschung.“ Arun schmunzelte, weil er wusste, wie neugierig ich sein konnte.

„Wo gibt’s die denn zu kaufen?“ Aha! Kathi wollte Arun auch eine schenken!

„Die machen wir selber. Bitte, klopft sie aber erst auf, wenn ihr meint, dass ihr mich sehr gut kennt.“

Das versprachen wir ihm.

Langsam wurde es Zeit, sich zu verabschieden. Es war dunkel. Früher gingen wir gern im Dunkeln durch die Stadt, Kathi und ich. Aber heute beeilten wir uns, dass wir heimkamen.

Unsere Eltern waren auch froh, uns zu sehen.

Wir erzählten von unserem gemeinsamen Essen und der Feier und zeigten unsere Kugeln.

„So ein schöner Brauch“, sagte Mama. „Ich bin gespannt, wann ihr sie aufklopfen könnt.“

„Ja, und was dann rauskommt!“ Ich hatte nicht die geringste Ahnung.

Kathi legte ihre Freundschaftskugel in eine Schachtel, in der sie ihre Lieblingsandenken aufbewahrte.

Meine bekam ihren Platz neben der Holzkatze, die auf dem Fensterbrett in meinem Zimmer saß. Die hatte mir Arun voriges Jahr zum Geburtstag geschenkt.

Die Geschichte mit den Augenklappen wurde immer schlimmer.

In der Woche nach der Grünabendfeier wurde die große Scheibe des Ladenfensters mit einem Stein eingeworfen. Er lag mitten im Ladenraum zwischen den Scherben und war in einen Zettel eingewickelt:

„Haut ab, ihr Froschaugen, sonst räumen wir euren Laden aus! Wir lassen uns nicht länger von euch begaffen!“

Arun nahm den Stein und legte ihn oben im Wohnzimmer auf das Fensterbrett– mitten hinein zwischen den Malachit und die Du-und-ich-Kerze.

Es war ein großer schwerer Stein.

Aruns Vater nahm seinen ganzen Mut zusammen und ging zur Polizeiwache. „Haben Sie gesehen, wer das getan hat?“, wurde er gefragt.

„Nein, es war ja in der Nacht. Wir haben den Knall gehört, als die Scheibe zersprungen ist. Natürlich hab ich sofort aus dem Fenster geschaut und gesehen, wie einige Leute weggelaufen sind.“

„Aber wer das war, haben Sie nicht erkannt?“

„Nein. Es war finster.“

„Tja, dann tut es mir leid. Sie können eine Anzeige gegen Unbekannt erstatten, aber viel bringen wird das nicht...“

Aruns Vater verzichtete auf die Anzeige und ging bedrückt nach Hause.

Ich war auch da, denn ich wollte Arun abholen, aber er lag auf dem Sofa im Wohnzimmer. Sein Kopf war heiß. Er hatte Gliederschmerzen, und das Schlucken tat ihm weh.

„Er hat eine Grippe“, vermutete seine Mutter. „Ich habe schon Doktor Riad angerufen. Er muss gleich da sein.“

Da ging auch schon die Ladenglocke. Doktor Riad kam die Treppe herauf. Er kannte die Familie seit Aruns Geburt.

„Was ist denn bei euch passiert? Hat man euch die Scheibe eingeschlagen?“

„Ja, heute Nacht“, sagte Aruns Vater. „Ich muss mich jetzt darum kümmern, dass sie neu eingeglast wird.“

Doktor Riad machte ein sorgenvolles Gesicht. „Uns geht es auch nicht besser.“ Er seufzte. „Viele meiner früheren Patienten bleiben weg. Man hat mich beschuldigt, ich würde die Leute nicht schnell genug gesund machen, nur um mehr Geld an ihnen zu verdienen.“

Er schüttelte den Kopf. „Wie viele Kranke hier im Ort habe ich behandelt, so gut ich konnte. Und wie vielen Kindern habe ich geholfen, auf die Welt zu kommen. Alles vergessen...“

Er untersuchte Arun. „Er hat tatsächlich eine Grippe.“

Ich holte in der Apotheke die Medizin, die er schlucken musste. Als ich wiederkam, lag Arun schon im Schlafanzug in seinem Bett. Ich setzte mich zu ihm auf die Bettkante. Da sah ich, dass er den grünen Stein auf seiner Brust liegen hatte. Früher wäre mir das komisch vorgekommen, aber jetzt dachte ich mir: „Jeder hat andere Gewohnheiten. Und warum auch nicht?“

„Wir müssen uns einmal zusammensetzen“, hörte ich den Arzt zu Aruns Eltern sagen. „So darf es nicht weitergehen.“

Ich bekam nicht mit, ob sie sich verabredeten, aber die Idee, sich zu treffen, um sich zu beraten, leuchtete mir sofort ein. Das sollten wir auch tun.

Am Abend beriet ich mich mit Kathi. Sie hatte sich längst darüber Gedanken gemacht, meine kluge Schwester.

Auf Anhieb wusste sie einige Kinder, denen wir zutrauen konnten, sie als Verbündeten zu gewinnen: „Tom, Oskar, du und ich. Dann noch Ulla und Margret.“

Von den malachitischen Kindern schlug ich Karem und Elas und natürlich Arun vor. „Und die Mädchen?“, fragte Kathi. „Denk mal an Suni und Mila!“

Richtig! Mit denen konnte man gut reden und was unternehmen.

„Und Faruna?“, sagte ich vorsichtig. Ich war nicht sicher, ob das Kathi recht war. Sie war früher sehr eng mit Faruna befreundet gewesen, aber aus irgendeinem Grund war diese Freundschaft zerbrochen.

Kathi wurde verlegen. „Wenn du unbedingt willst“, sagte sie.

„Ich weiß nicht. Wenn du nicht damit einverstanden bist...“

„Doch, doch“, sagte Kathi schnell. „Frag sie nur. Sie ist in Ordnung.“

Wir hielten die Idee mit den Verbündeten so lange geheim, bis Arun wieder gesund war.

„Wir könnten uns in unserem Lagerraum treffen“, schlug er vor. „Ich frage meine Eltern.“

Sie erlaubten es.

„Aber bitte, seid vernünftig und denkt euch keine gefährlichen Sachen aus. Nehmt den Lagerraum als Treffpunkt zum Reden“, meinte seine Mutter.

Arun erzählte uns, dass auch die Erwachsenen mittlerweile einen Treffpunkt hätten, nämlich bei Doktor Riad.

Am nächsten Vormittag pirschten wir uns auf dem Pausenhof an unsere zukünftigen Verbündeten heran. Wir versuchten, es so unauffällig wie möglich zu machen. Es musste ja nicht gleich jeder merken.

Kathi nahm sich die Mädchen vor, ich die Jungen. Arun half nicht mit, denn wir hatten sogar auf unserem Pausenhof manchmal das Gefühl, beobachtet zu werden. Zumindest von Gurti und seinen Kumpanen.

Arun und ich spielten nun nicht mehr mit in der Fußballmannschaft. Gurti konnte uns nichts anderes mehr verbieten.

Kathi kam nach der Pause kurz bei uns vorbei. „Alle machen mit“, sagte sie, „auch Faruna.“

„Bei uns auch“, antwortete ich.

Um drei Uhr nachmittags saßen wir alle im Lagerraum des „Olivenhains“ auf umgedrehten Obstkisten.

Überall standen Gläser mit eingelegten Früchten und Kisten mit Gemüse. Es roch nach Fenchel, Zwiebeln und nach dem Brot, das in einem besonderen Regal lag. Lauter braune Zopfbrote! Lauter Lebenswege, die miteinander verschlungen waren!

Wir zwölf waren ja auch gerade dabei, uns miteinander zu verbünden...

Neben all diesen gut riechenden Sachen saßen wir– ein Dutzend Kinder aus Weinach.

Oskar hatte einen Zeitungsausschnitt dabei. Ein Foto war zu sehen. Darunter stand ein Text. Auf dem Bild sah man junge Männer und Frauen nebeneinander gehen. Sie trugen eine Fahne, auf der ein Augenklappenzeichen war.

Seltsam sahen die aus. An der Stelle, an der im Gesicht die Augenbrauen sind, hatten sie sich einen dicken, schwarzen Balken aufgemalt.

„Die haben ein Brett vorm Kopf, sagte Karem. Er zwang sich, etwas Lustiges zu sagen, aber man hörte seine Furcht heraus.

Auch Sina meinte: „Das sieht ja gruselig aus.“ Ihre Eltern hatten von allen Erwachsenen die größte Angst. „Was steht denn da drunter?“

Kathi las laut: „Gestern trafen sich in der Hauptstadt Hunderte von Anhängern der Grünaugen-Gegner. Stolz trugen sie ihre Fahne mit dem Symbol der Augenklappe durch die Stadt. Immer wieder bekamen sie Beifall von den Passanten.“

„Das darf nicht wahr sein.“ Margret schüttelte den Kopf.

Sie konnte das alles überhaupt nicht begreifen.

Seit der Kindergartenzeit war sie mit Mila befreundet. Auch ihre Eltern hatten sich im Lauf der Jahre gegenseitig kennengelernt und mochten sich sehr. Sie waren schon alle gemeinsam im Urlaub gewesen.

„Es ist aber wahr!“, rief Ulla. Sie war zornig. „Das breitet sich wie eine ansteckende Krankheit aus. Wir müssen etwas tun.“

Dann sagte sie: „Ich verspreche mitzuhelfen, dass sich das alles wieder ändert.“

Ulla legte feierlich ihre rechte Hand auf die Gemüsebox in der Mitte. Wir begriffen, was sie meinte.

Der Reihe nach legten wir alle unsere Hände aufeinander. Sie sahen nun aus wie der Mittelpunkt eines Rades. Und die Speichen waren unsere zwölf Arme.

Wir schwiegen kurze Zeit. Ich weiß noch, dass wir ein bisschen verlegen waren, weil es so eine ernste Stimmung war.

Dann zogen wir unsere Hände wieder zurück.

Oskar räusperte sich. Sein Vater war der Stadtmeister. „Wir sollten uns auch ein Zeichen zulegen“, meinte er.

„Wenn ich die Augenklappen sehe, dann denke ich an ‚Überfall‘“, sagte Ulla.

„Und ich denke daran, dass sie mit dem verbundenen Auge nur noch die Hälfte sehen. Das merkt man ja auch. Sie blicken nicht mehr richtig durch.“

Das war Tom. Wir mussten lachen.

„Da hast du recht, Toni“, meinte Kathi. „Wie wäre es mit dem Gegenteil von Zudecken. Nämlich mit Aufdecken?“

„Ja, genau! Mit Hingucken!“, schlug ich vor.

„Wie war’s mit ‚Hingucker‘?“, rief Mila. Alle waren auf Anhieb von dem Namen begeistert.

„Wir nennen uns ‚Die Hingucker‘“, beschlossen wir gemeinsam.

Kathi sagte: „So viele gucken weg und hören weg oder sagen nichts, wenn jemand ungerecht behandelt wird. Das machen wir nicht. Wir gucken hin!“

„Und unser Zeichen könnte eine Brille sein.“

Diesen Vorschlag machte Faruna. Sie schaute erwartungsvoll zu Kathi hinüber.

Kathi war die Einzige, die eine Brille trug. Sie bekam rote Backen. „Find ich gut“, sagte sie. Alle merkten, wie sehr sie sich freute.

Aruns Mutter klopfte an die Tür und kam herein.

Sie brachte uns einen Teller mit Weintrauben.

Beim Anblick dieser grünen Weintrauben fiel mir plötzliche unser Ortsname Weinach ein.

„Hat unser Ortsname eigentlich etwas mit ‚Wein‘ zu tun?“, fragte ich die anderen. Wir dachten nach.

Suni erinnerte sich: „Die Silbe ‚ach‘ in einem Ortsnamen bedeutet immer ‚Wasser‘. Das haben wir mal gelernt. Damit wird wohl unser See gemeint sein.“

„Und bestimmt wurde hier früher Wein angebaut“, vermutete Oskar.

Arun sagte: „Aber jetzt denkt man bei ‚Weinach‘ eher an Weinen.“

Da hatte er Recht. Das brachte uns wieder in die Wirklichkeit zurück. Wir wollten ja einen Plan schmieden, um die schlimmen Dinge, die hier passierten, aufzuhalten.

So verlief unser erstes Treffen. Aber es gab noch viele. Wir verabredeten uns morgens in der Schule, wenn wir uns am Nachmittag treffen wollten.

„Gleiche Zeit, gleicher Ort!“ Diese Worte genügten, um Bescheid zu wissen. Immer waren alle zwölf dabei.

Eines Nachmittags begann Suni plötzlich zu schluchzen. Kathi nahm sie in den Arm. „Was hast du, Suni?“

„Meine Eltern möchten weg von hier. Wir ziehen weg.“

„Ist es so schlimm bei euch?“, fragte ich. Suni sah mich mit ihren grünen Augen an, die jetzt voller Tränen waren.

„Sag selbst, Matti. Habe ich den bösen Blick?“

„Wie bitte? Was soll denn das sein?“ Ich stellte mich dumm, ahnte aber schon etwas Fürchterliches.

„Unsere Nachbarn erzählen herum, dass wir den bösen Blick hätten. Sie behaupten, wenn wir sie ansehen würden, wären sie wie verhext und müssten Angst haben, dass ihnen etwas passiert.“

„So ein blöder Quatsch“, schrie Ulla. Sie wurde fuchsteufelswild. „Das sind doch Idioten! Das ist Verleumdung. Die kann man anzeigen!“

„Mein Vater traut sich das nicht“, sagte Suni. „Es kam sogar noch schlimmer. Wir haben versucht, sie nicht mehr anzusehen, wenn wir ihnen auf der Straße begegnet sind. Jetzt sagen sie: ‚Schaut mal, die drehen den Kopf weg. Die können einem nicht mehr ins Gesicht schauen, so als ob sie ein schlechtes Gewissen hätten.‘“

Suni weinte. „Was sollen wir denn machen! Ganz egal, was wir tun- immer ist es verkehrt.“ Sie war richtig verzweifelt.

Arun sprach aus, was ich mir dachte: „Aber woanders ist es doch auch nicht besser. Grüne Augen haben wir doch immer. Wir werden überall angefeindet.“

„Da hat meine Mama eine Idee“, sagte Suni zögernd. „Lacht mich aber bitte nicht aus. Es gibt doch farbige Kontaktlinsen. Wir wollen uns braune und blaue kaufen und sie uns einsetzen. Das geht bestimmt. Das sind wir in einer anderen Stadt so normale Leute wie alle anderen auch.“

„Normal...?“, sagte Arun und warf einen Blick zu mir herüber.

Ich konnte Suni und ihre Eltern gut verstehen, aber bei dem, was sie vorhatten, war ich mir nicht sicher, ob es das Richtige war.

Es machte mich jedenfalls furchtbar traurig. Warum, wusste ich nicht. Es war einfach so.

Manchmal waren wir Hingucker gar nicht mehr so sicher, ob wir Kinder überhaupt etwas unternehmen konnten. Uns fiel nichts Gescheites ein. So einfach war das nicht.

Trotzdem merkten wir, dass wir etwas sehr Wichtiges tun konnten – nämlich zu unseren malachitischen Freunden halten! Auch wenn wir dadurch manchmal selbst Schwierigkeiten bekamen.

Wir widersprachen, wenn unsere Klassenkameraden über die Malachiten lästerten. Es war wirklich anstrengend, den andern immer wieder klarzumachen, welchen Unsinn sie da nachplapperten.

Natürlich waren die Malachiten keine Engel! Auch sie hatten Fehler.

Aber nur, weil sie grünäugig waren und aus einem fremden Land kamen, waren sie noch lange keine schlechten Menschen.

Als wieder einmal überall Plakate hingen mit Beschuldigungen wie „Schmarotzer!“ und „Was uns zusteht, nehmen die uns weg!“, dachten wir uns auch ein Plakat aus.

Wir malten ein großes Auge auf ein weißes Papier. Die Iris mit der Pupille in der Mitte war blau, grün und braun und sah aus wie unser Planet im Weltraum.

„Unsere Erde hat Platz für alle!“, stand noch drauf. Unterschrieben hatten wir mit „Die Hingucker“. Für unsere Brille hatten wir mittlerweile einen super Platz in unserem Namen entdeckt.

Oskar, Tom und ich hängten am späten Nachmittag zwanzig Plakate auf.

Am nächsten Morgen waren alle überschmiert. „Wenn es so viel Platz gibt, dann sucht euch doch woanders einen!“ „Haut ab, ihr Glotzaugen!“

Suni und ihre Eltern waren tatsächlich weggezogen. Keiner wusste, wohin. Da kam eines Nachmittags unser Verbündeter Oskar in den Lagerraum gestürzt. Er war zu spät zu unserer Verabredung gekommen. Bald sollten wir erfahren, warum.

„Leute, jetzt geht’s los!“, rief er atemlos und ließ sich auf seine Kiste fallen.

Oskar hatte uns schon öfter von seinem Vater erzählt. Der Stadtmeister war immer mehr in die Klemme geraten und konnte sich im Stadtparlament nicht mehr gegen die Anhänger der Augenklappen-Gruppe durchsetzen. „Nicht nur die Jungen mit den Balken über den Augen haben die Meinung, dass ihnen die Malachiten Arbeit, Häuser und Geld weggenommen hätten“, hatte er zu Hause berichtet. „Uns bleibt nichts!, heißt es jetzt auch bei den Älteren. ‚Unser sauer verdientes Geld müssen wir in ihre Läden tragen. Und die vielen Kinder, die sie haben. Die werden irgendwann mehr sein als wir!‘

Einerseits wollte Oskars Vater Stadtmeister für alle Einwohner von Weinach sein, aber andererseits gehörte er selbst eben nicht zu den Menschen mit grünen Augen... Oskar schnaufte auf seiner Kiste. „Ich komme deshalb so spät, weil ich ein Gespräch mitgekriegt habe. Ich wollte unbedingt wissen, was da eingefädelt werden soll.

Also, stellt euch mal vor! Irgendein Minister hat sich hier in Weinach angekündigt. Heute Abend treffen sich die Stadträte im Rathaus und wollen einen Beschluss fassen. Sie möchten nämlich genau wissen, wie viele Malachiten unter uns leben. Ihr wisst ja, dass es auch Mischfamilien gibt.

„So wie wir“, sagte Elas. Sein Vater hatte eine braunäugige Frau aus Weinach geheiratet.

„Und wie wollen sie das feststellen?“

Jeder von uns hatte plötzlich die verrücktesten Gedanken im Kopf.

„Jedem in die Augen schauen und aufschreiben?“

„Jeder gibt die Namen aller Leute mit grünen Augen an, die er kennt!“

„Jeder mit grünen Augen muss ins Rathaus kommen und sich eintragen!“

„Du bist schon ganz nahe dran“, sagte Oskar.

„Könnte man alles machen, aber es kommt noch viel schlimmer.

Drüben in der Tuchfabrik wird gerade ein Stoff bedruckt. Und aus diesem Stoff werden lauter kleine Abzeichen gemacht– Abzeichen mit einem Auge drauf.

Jeder der Malachiten muss sich ein solches Auge auf die Jacke oder den Mantel nähen, damit man schon von weitem sieht, mit wem man es zu tun hat.“

„Dein Vater spinnt!“, sagte Kathi und schüttelte den Kopf.

„Stimmt!“, antwortete ihr Oskar.

„Ich darf ihm ja nicht mal erzählen, dass ich mich mit euch treffe. Er würde es mir wahrscheinlich verbieten.“

Wir regten uns den ganzen Nachmittag über diesen Plan der Stadträte auf. Als Aruns Mutter davon erfuhr, dachte sie, wir wollten sie veräppeln. „Das ist kein guter Witz, Kinder“, sagte sie.

Als sie begriff, dass es ernst war, fing sie an zu weinen.

„Wenn wir Abzeichen tragen, können bald alle mit uns machen, was sie wollen. Denn wozu sollte dieses Zeichen sonst gut sein?“

Als wir Hingucker uns drei Tage später wieder trafen, stand es schon in der Zeitung. Jeder der Malachiten war verpflichtet, sich sofort im Rathaus Abzeichen zu holen und an die Kleidung zu nähen. Keiner durfte ohne das Auge erwischt werden.

„Diese Maßnahme dient der längst überfälligen Zählung und Kennzeichnung der Malachiten“, stand in dem Artikel.

Wieder kam Aruns Mutter zu uns in den Lagerraum. Soeben hatte eine Frau den Laden verlassen. Trotz der Beschuldigungen kamen noch immer einige treue Kunden. „Ulla, deine Nachbarin war gerade hier. Sie ist eine nette Frau und kann gar nicht begreifen, was in unserer Stadt vor sich geht. Sie hat sich gerade bei mir dafür entschuldigt.“

Arun schaute zu seiner Mutter hin. „Also gibt’s noch ein paar vernünftige Leute?“

„Ja“, antwortete sie, „sogar mehr, als man denkt.“

„Wenn man die alle zusammenbringen könnte! Vielleicht könnte man da etwas erreichen“, meinte Kathi.

An dieser Idee wollten wir dranbleiben! Das beschlossen wir.

„Das Dumme ist— man kann nicht sicher sein, wer was denkt. Immer muss man vorsichtig sein mit dem, was man sagt“, gab Aruns Mutter zu bedenken. Sie seufzte.

Ich betrachtete sie unauffällig. Früher war sie meistens vergnügt gewesen. Immer hatte sie fröhliche Augen gehabt. Jetzt war sie bedrückt und sah so hoffnungslos aus. Sie tat mir furchtbar leid.

„Wir werden herausfinden, was die Leute denken“, sagte meine Schwester Kathi mit fester, lauter Stimme.

Inzwischen gab es sogar eine Rockgruppe, die genau das sang, was die Malachiten-Gegner dachten. Eines ihrer „Lieder“ hieß: „Alle klatschen!“

Es hatte einen hässlichen Text. Die Gruppe grölte:

„Los, bringt sie aufTrab! Vielleicht hau’n sie ab! Die Drek-Malachiten, die Grünaug-Banditen! Was macht man mit Dreck? Man räumt ihn weg! Los, bringt sie aufTrab! Vielleicht hau’n sie ab!“

...und so weiter und so weiter...

Eigentlich war dieses Lied verboten. Gurti hatte es trotzdem.

„Weißt du überhaupt, was ‚Klatschen‘ heißt?“, fragte er mich grinsend.

„Na, Beifallklatschen“, gab ich ihm zur Antwort. „Hältst du mich für blöd?“

„Man merkt, dass du wirklich blöd bist!“

„Er meint ‚Schlagen‘“, klärte mich meine Schwester auf. „Das Wort ‚Klatschen‘ steht bei denen nicht nur für ‚Beifall‘, sondern es bedeutet auch ‚Schlagen‘.“

Ich war entsetzt! „Alle schlagen!“ also...

Demnächst sollte der Minister kommen. Plötzlich wurde ein Gerücht laut und immer lauter. Einer der Malachiten wollte angeblich auf den Minister losgehen und ihm etwas antun. Dies war der Anlass für die Polizei, alle malachitischen Wohnungen zu durchsuchen.

Auch in Aruns Haus kamen fünf Polizeibeamte.

Arun erzählte uns, einer von denen hätte am Kragen einen kleinen Anstecker gehabt mit einer Augenklappe drauf.

Dieser Polizist sei zum Wohnzimmerfenster gegangen und hätte den großen Stein vom Fensterbrett genommen.

„Na also! Habt ihr euer Wurfgeschoss schon zurechtgelegt?“

„Aber das ist doch der Stein, mit dem unsere Scheibe eingeworfen wurde...“

„Auch noch andere Leute beschuldigen, was? Selber Anschläge planen, aber andere in den Dreck ziehen. So nicht! Sie kommen mit und zwar sofort!“

Arun hatte ein kreidebleiches Gesicht, als er uns die Sache erzählte. „Sie haben meinen Vater mitgenommen. Und den Stein auch, als Beweis.“

An diesem Abend verschwanden viele Malachiten. Lauter Männer nahmen sie mitjunge Männer, Väter, Großväter.

Auch Doktor Riad wurde verhaftet. Bei allen hatten sie etwas „Verdächtiges“ gefunden– ein Fernglas, ein Küchenmesser, eine Axt und viele andere Dinge, die man in jedem Haus findet, wenn man danach sucht.

Die Familien warteten die ganze Nacht, aber die Männer kamen nicht.

Arun stand am nächsten Morgen viel zu früh vor unserem Haus. Er hatte ganz verweinte Augen. Kathi und ich hörten bestürzt, dass sein Vater noch immer nicht zurück war.

Unsere Lehrerin, Frau Cederbaurn, war an diesem Tag ganz durcheinander. Auf einmal sagte sie: „Kinder, ich kann heute keinen normalen Unterricht halten, so als ob nichts geschehen wäre.

Mathematik und Sprachlehre sind wirklich wichtig, aber heute ist etwas anderes dran. Was gestern Abend geschehen ist, darf nicht einfach übergangen werden.“

Wir redeten über die Verhaftungen der Malachiten. Die Kinder dieser Männer saßen zwischen uns und wurden von den meisten mitleidig angeschaut.

Wie erwartet, verteidigte Gurti die Durchsuchungen. „Wenn man erfahren hat, dass einer von denen plant, den Minister anzugreifen, dann muss man schließlich was unternehmen“, rief er aufgebracht.

„Und wer sagt, dass an diesem Gerücht überhaupt was dran ist?“, fragte ich.

„Wer sollte denn so etwas zusammenlügen?“, sagte Gurti.

Jetzt erhob sich ein Tumult in der Klasse.

„Das könnten die ‚Augenklappen‘ erfunden haben, um die Malachiten anzuschwärzen– zum Beispiel!“, rief Ulla.

Arun, Elas und Mila hielten sich zurück. Aber wir anderen Kinder riefen durcheinander und diskutierten.

Irgendwie merkten wir Hingucker, dass wir mit unserer Meinung gar nicht so allein dastanden. Vielen unserer Klassenkameraden ging das, was mit den Malachiten geschah, zu weit. Sie hatten sich zwar bisher nicht sonderlich um das Schicksal dieser Leute gekümmert, aber was jetzt ablief, fanden die meisten Kinder schlimm.

„Die haben doch gar nichts getan,“ meinte Klemens kopfschüttelnd.

„Sie sind anders. Das genügt“, sagte Frau Cederbaurn bitter.

„Vor sechzig Jahren hat es in diesem Land schon einmal so angefangen. Damals war es meine Familie, die darunter leiden musste. Man hat meinen Verwandten damals ganz ähnliche Vorwürfe gemacht wie jetzt den Malachiten. Sie würden den Leuten das Geld aus der Tasche ziehen und die Macht an sich reißen wollen. Sie würden an einen anderen Gott glauben, und nur sie seien schuld am Elend und an der Armut im Land.

Der Unterschied ist, dass man damals nicht die grünen Augen hässlich und böse fand, sondern die dunkelbraunen oder gar schwarzen.“

Frau Cederbaum war mit den Nerven ziemlich fertig. Sie war den Tränen nahe, als sie sagte:

„Eines Nachts wurden meine Großeltern abgeholt, so wie gestern die malachitischen Männer.“

Ich spürte einen Stich in der Brust, denn ich war plötzlich ganz sicher, dass ihre Großeltern nicht mehr zurückgekommen waren...

Das erzählte sie uns natürlich nicht, weil Arun, Elas und Mila in der Klasse saßen.
„Damals hat es genauso angefangen,“ sagte sie und war ganz blass im Gesicht.
Gurti biss sich auf die Unterlippe. „Mein Vater sagt, die machen ihre Arbeit schlecht.“
Ich dachte an die Geschichte mit der Maschine. Wer hatte denn damals Mist gebaut?
War das nicht Gurtis Vater gewesen, der für seinen eigenen Fehler einen Sündenbock gesucht hatte?
Ich sagte nichts, denn das wäre Arun und Elas bestimmt nicht recht gewesen.
„Mein Vater wollte in der Fabrik arbeiten, aber es war kein Platz mehr frei.“
Das war einer von Gurtis Freunden, der das sagte.
„Aber die“, -dabei schaute er zu Elas und Arun hinüber-, „die dürfen dort arbeiten.
Zuerst mal sollten die richtigen Weinacher Arbeit bekommen und dann die Fremden!“
„Viele von denen haben sogar bessere Wohnungen als wir!“
„Wir bezahlen unsere Miete genauso wie alle ändern“, rief Mila.
„Und fast alle Läden gehören euch! Und ihr seid keine Christen!“
Jetzt sprang Mila auf. „Ach, und ihr haltet euch wohl für christlich? So viel weiß ich von eurer Religion, dass Jesus das bestimmt nicht richtig gefunden hätte, was ihr da treibt!“
Und Arun sagte noch: „Wenn ihr wüsstet, wie ähnlich sich unsere Religionen sind. Den anderen achten, zum Beispiel, und von dem abgeben, was man hat. Kommt euch das nicht bekannt vor?“
„Was geht uns euer Zeug an“, knurrte Gurti verächtlich. Es klang so, als würde er vor Arun ausspucken.
Seine Freunde murmelten zustimmend. In der Pause steckten sie die Köpfe zusammen.
Am nächsten Tag stand ein neuer Lehrer vor uns.
„Frau Cederbaum ist krank“, sagte er. „Sie wird bis zu den großen Ferien nicht mehr kommen.“
Wir waren ganz starr vor Schreck. Frau Cederbaum war doch gestern noch ganz gesund gewesen!

Am Nachmittag beschlossen wir, bei unserer Lehrerin anzurufen. Schließlich stand ihr Name im Telefonbuch. Niemand meldete sich. Wir waren bedrückt.
„Frau Cederbaum ist auch ein Hingucker“, sagte ich, und die anderen gaben mir Recht.

Die Malachiten waren noch immer nicht zu Hause. Sie waren wie vom Erdboden verschluckt.
In der Stadt herrschte Spannung. Es beunruhigte doch einige Leute, dass die malachitischen Männer verschwunden waren.

Gruppen von Augenklappen-Mitgliedern marschierten durch die Straßen. Sie schlugen im Takt ihrer Schritte kurze Stöcke gegeneinander.

„Es klingt so, als ob Roboter durch die Stadt gehen würden“, sagte Arun, als wir von unserem Küchenfenster aus hinunter auf die Straße schauten.

„Sie üben für den Besuch des Ministers“, vermutete ich.

Noch etwas Seltsames taten sie. Zum Grüßen legten sie für einen kurzen Augenblick die linke Hand auf das linke Auge. Das sollte wahrscheinlich wieder eine Augenklappe darstellen. Es sah aber eher so aus, als ob sie sich selbst ins Gesicht schlagen würden.

Da klingelte plötzlich das Telefon.

Mama rief: „Marti, Kathi! Frau Cederbaum ist am Apparat!“

Kathi riss den Hörer an sich.

„Wo sind Sie denn? Wir haben versucht, Sie anzurufen!“

Ich sah, wie Kathi im Lauf des Gesprächs immer trauriger wurde.

„Man hat ihr verboten, weiter zu unterrichten“, sagte sie, als sie aufgelegt hatte.

„Ihr wird vorgeworfen, dass sie uns aufhetzen würde. Sie hat versprochen, so schnell wie möglich wieder zu kommen.“

Es war alles wie ein böser Traum...

Am nächsten Tag fuhr der Minister in einem großen dunklen Auto auf dem Marktplatz vor. Wir hatten schulfrei bekommen, um ihn zu begrüßen.

Alle hatten eine Aufforderung bekommen, zum Rathaus zu gehen. Die Bürger von Weinach standen nun dichtgedrängt nebeneinander auf dem blumengeschmückten Platz.

Weiter hinten sah man die malachitischen Frauen und Kinder mit den aufgenähten Augenzeichen an ihren Jacken.

Oskars Vater hielt eine Rede . Er erklärte, wie erfreut die Weinacher über diesen Besuch seien.

„Willkommen, Herr Minister!“, sagte er.

„Die Schwierigkeiten, die es noch vor einigen Tagen gegeben hat, sind nun beseitigt. Alles ist in bester Ordnung.“

Er bekam nicht von allen Beifall. Wir Hingucker passten genau auf und hielten unsere Augen offen.

Auf einmal stieß meine Mutter einen kleinen Schrei aus. Wir erschrakten furchtbar, denn wir dachten an den vorausgesagten Anschlag. Aber Mamas Schrei hatte eine ganz andere Ursache.

„Kathi, Matti“, rief sie, „die Frau da vorne ist meine Schulfreundin Mara!“

Sie war ganz aufgeregt.

„Ich hab euch doch das Klassenfoto gezeigt. Sie hat sich kaum verändert. Ob ich mit ihr sprechen kann?“

„Jetzt sicher nicht“, meinte Kathi trocken.

Die Frau des Ministers war die Schulfreundin unserer Mutter! Das war ja kaum zu fassen.

„Wie lange bleibt denn der Minister in Weinach?“, fragte uns Mama.

Ich sagte: „Angeblich nur bis morgen. Oskar hat erzählt, dass er in der ‚Blauen Traube‘ übernachtet. Er hat gesagt, dort würde alles bewacht. Ganz aufregend soll das sein.“

„Trotzdem gehe ich heute Abend da hin“, sagte Mama fest entschlossen.

Kathi und ich schauten uns an.

„Na, ich will doch Mara wiedersehen“, lachte Mama.

Sie zog sich nach dem Abendessen ganz elegant an und ging tatsächlich zur ‚Blauen Traube‘. Was dort geschehen war, erzählte sie uns am Samstagmorgen beim Frühstück.

„Als ich ihr gegenüber gestanden bin, habe ich einen Moment lang gedacht, ich hätte mich geirrt. Das war gar nicht Mara. Mara hatte damals strahlend grüne Augen gehabt. Sie waren das Auffallendste in ihrem Gesicht gewesen. Aber diese Frau vor mir hatte blaue Augen! Große dunkelblaue Augen.“

Wir hörten gespannt zu.

„Also, ich bin vor dem Tisch gestanden, an dem sie mit ihrem Mann und Oskars Eltern gesessen ist. Da hab ich sie bei ihrem Namen genannt: ‚Mara!‘

Sie hat mich angeschaut, als ob ich aus einer anderen Welt käme. Aber plötzlich hat sie mich wiedererkannt.“

Mama strahlte jetzt beim Erzählen.

„Und dann?“, wollte Kathi wissen.

„Sie ist aufgestanden und mit mir zu einem anderen Tisch gegangen. ‚Anne‘, hat sie gesagt, ‚so ein Glück, dich wiederzusehen! Wie oft hab ich bereut, dass wir uns aus den Augen verloren haben.‘ Den ganzen Abend haben wir erzählt und geredet.“

„Findest du sie immer noch nett?“, fragte ich Mama.

„Ja, ich mag sie noch genauso gern wie früher. Und sie tut mir leid.“

„Die tut dir leid?“ Kathi schüttelte den Kopf. „Jetzt geht’s aber los!“

„Sie ist jetzt zwar reich und die Frau eines Ministers, aber glücklich ist sie nicht“, sagte Mama.

„Und warum nicht?“, wollte Kathi wissen.

„Weil sie nicht die sein darf, die sie ist“, antwortete Mama. Und als sie nichts mehr erzählte, erklärte uns Papa:

„Sie musste ihren Namen ändern. Sie heißt jetzt ‚Maria‘. Und ihre grünen Augen versteckt sie hinter blauen Kontaktlinsen.“

„Wie Sinas Familie“, meinte ich.

Dass die Frau eines Ministers genauso viel Angst haben musste wie Sinas Eltern, gab mir zu denken.

„Das ist eine andere Angst“, sagte Papa. „Mara hat Angst, dass es ihrem Mann schaden könnte, wenn bekannt würde, dass er mit einer Malachitin verheiratet ist. Er erwartet von ihr, dass sie sich verstellt. Und sie tut es.“

Wir dachten darüber nach und bedauerten Mara.

„Wenn sie hier wohnen würde, müsste sie sich ein Augenzeichen aufnähen“, meinte Kathi.

„Aber sie ist ja die Frau des Ministers. Die braucht so etwas nicht zu machen. Die darf alles was vormachen.“ Sie wandte sich an Mama.

„Da hast du ja eine tolle, mutige Freundin. Gratuliere!“

Kathi stand auf, rannte in ihr Zimmer und warf die Tür hinter sich zu.

Ich ging ihr nach. „Da kann doch Mama nichts dafür“, sagte ich.

„Eine Ungerechtigkeit und eine Heuchelei ist das!“, rief meine Schwester aufgebracht. Da musste ich ihr Recht geben.

Kathi schniefte und rückte heftig an ihrem Brillengestell. „Wir müssen uns sofort treffen“, sagte sie entschlossen. „Ruf Oskar an, Matti! Er soll auskundschaften, wo dieser feine Minister mit Gattin den Nachmittag verbringt.“

Wir trommelten alle zusammen.

„Das ist ja eine Gemeinheit!“, rief Ulla, als sie die Geschichte von Mamas Freundin hörte.

„Obwohl der Minister selbst mit einer Malachitin verheiratet ist, tut er nichts gegen die schlimmen Dinge hier in unserem Land.“

Je länger wir darüber nachdachten, umso klarer wurde uns ein Gedanke.

Wenn der Minister schon so lange mit einer Malachitin zusammen war, dann wusste er doch selbst am allerbesten, dass von grünäugigen Menschen keine größere Gefahr ausging als von anderen, und dass sie genauso gut oder böse waren wie alle anderen Menschen auch.

„Also, was machen wir?“, fragte ich. Eljas, der zwar zu den Hinguckern gehörte, aber fast niemals etwas sagte, meinte: „Eine solche Gelegenheit kriegen wir so schnell nicht wieder.“

Und damit hatte er Recht.

Da kam Oskar. „Sie sind am See heute Nachmittag. Sie wollen mit unserem Boot einen Ausflug machen.“

In diesem Augenblick wurde die Tür des Lagerraums aufgestoßen und hereinkam-
tropfnass- Aruns Vater.

Arun sprang auf und lief auf seinen Vater zu.

„Papa!“, rief er. „Wo warst du? Woher kommst du?“

Schon war auch Aruns Mutter bei ihrem Mann, der mitten in einer Pfütze stand, denn aus seinen Kleidern rann Wasser.

Er begrüßte seine Frau und Arun. Dann sagte er: „Ich komme sofort wieder.“

Er spähte durch die Tür in den Laden und ging dann hastig nach oben in die Wohnung, um sich umzuziehen.

Als er mit feuchten Haaren, aber trockenen Kleidern vor uns saß, erzählte er uns eine Geschichte, die wir kaum glauben konnten.

„Ihr wisst, dass draußen im See eine Insel liegt?“

Wir nickten.

„Ihr kennt sie vielleicht von Bootsfahrten, denn schwimmend kann man sie kaum erreichen. Dazu ist sie zu weit weg.“

„Warum erzählt er uns das“, dachte ich. Doch dann fiel mein Blick auf die Pfütze, die noch immer auf dem Holzboden des Lagerraumes stand...

Er kam direkt von dieser Insel!

„Ich war der Einzige, der versuchen konnte, diese Strecke zu schwimmen. Ich hab's auch geschafft, wie ihr seht. Aber es war furchtbar anstrengend.“

„Ihr seid auf die Insel gebracht worden?“

„Alle sind dort.“ Aruns Vater sah blass und erschöpft aus. „Der Minister sollte wohl vor uns ‚geschützt‘ werden.“

„Seid ihr dort eingesperrt?“, fragte Arun.

„Richtig eingesperrt nicht“, antwortete sein Vater, „aber so ähnlich war das schon. Wir konnten ja nicht weg. Zwei Polizisten haben uns bewacht, als ob wir Verbrecher wären. Nachricht konnten wir euch auch keine geben.“

„Was habt ihr denn die ganze Zeit über gemacht?“ wollte Karem wissen. Ihm war jetzt klar, dass sein Vater auch dort war.

„Wir haben angefangen, einen Garten aus der verwilderten Insel zu machen“, antwortete Aruns Vater. „Wir wollten etwas Sinnvolles tun.“

„Wie viele wart ihr auf der Insel?“ wollte ich wissen.

„Es sind alle Männer aus den dreiunddreißig malachitischen Familien dort. Aus Doktor Riads Familie sind sie zu dritt- er selbst und seine beiden erwachsenen Söhne.“

Er schaute unsere grünäugigen Freunde an, deren Väter und Großväter noch auf der Insel waren.

„Es wird alles gut werden. Wir müssen Geduld haben.“

Dann wandte er sich seiner Frau zu.

„Und was war hier los, nachdem sie uns abgeholt hatten?“

Er konnte es nicht fassen, was wir ihm berichteten.

„Nichts? Hier hat sich niemand für uns eingesetzt?“

„Viele Leute haben es nicht richtig gefunden“, erzählte ihm seine Frau. „Im Laden haben sich einige darüber aufgeregt.“

„Und Frau Cederbaum war empört“, sagte ich. „Seitdem ist sie nicht mehr in der Schule.“

Aruns Vater schaute mich entgeistert an. „Nicht mehr in der Schule? Wo ist sie denn?“

„Sie darf nicht mehr unterrichten“, erzählte Margret.

„Kinder, wir müssen etwas tun, bevor es zu spät ist. Vielleicht ist es schon zu spät!“ Aruns Vater war plötzlich ganz verzweifelt.

„Nein!“, rief Kathi. „Es ist nicht zu spät! Die Frau des Ministers ist eine Schulfreundin unserer Mutter. Sie ist selbst Malachitin und muss sich verstellen. Sie musste ihren Namen und ihre Augenfarbe ändern, nur damit ihr Mann Minister bleiben kann. Diese Frau ist hier! Hier in Weinach!“

„Unten am See!“, ergänzte Oskar.

Bei dem Wort „See“ schauten wir Hingucker uns an. Die Zeit war reif für zwei Ideen!

Die eine war sofort dran.

„An diese Bootsfahrt wird sich der Minister noch lange erinnern“, sagte Oskar.

„Besonders an die Insel mitten drin!“

„Dein Vater aber auch“, meinte Kathi und grinste schadenfroh.

Wir hatten kein Mitleid mit Oskars Vater. Dumm und feig hatte er sich in den vergangenen Wochen benommen!

Die andere Idee, die uns schon lange im Kopf herumgeisterte, war nicht leicht zu verwirklichen. Aber wir mussten es versuchen.

Und dazu brauchten wir Maras Hilfe.

Eine Stunde später lief Kathi winkend und mit ihrem schönsten Lächeln auf die Frau des Ministers zu und rief: „Hallo! Ich bin die Tochter Ihrer Freundin Anne!“

Der Minister und seine Frau saßen zusammen mit Oskars Eltern im Teehaus und wollten eigentlich soeben zu ihrer Bootsfahrt aufbrechen.

„Das freut mich aber!“, rief Mara „Maria“. „Ist deine Mama auch dabei?“

„Nein“, sagte Kathi. Sie war wirklich eine gute Schauspielerin. Wir hatten uns übrigens schon lange nicht mehr richtig gestritten, Kathi und ich.

„Ich wollte Sie unbedingt kennenlernen. Mama hat uns so viel von ihnen erzählt und uns Fotos von früher gezeigt.“

Oskars Vater schaute Kathi streng an. „Kathi, merkst du nicht, dass du störst?“

„Aber sie stört doch gar nicht“, sagte Mara.

„Kathi heißt du also“, lachte sie. „Komm, wir laufen ein paar Schritte miteinander.“

Kaum waren sie außer Hörweite, drückte Kathi ihr einen Brief in die Hand.

„Bitte lesen Sie, und helfen Sie uns!“ Mara schaute Kathi an.

„Was soll denn das? Ich dachte, du wolltest mich kennenlernen.“

„Ich weiß schon sehr viel von Ihnen“, sagte Kathi und sah Mara fest in die Augen. Die ahnte, was Kathi meinte.

In dem Brief standen unsere beiden Ideen...

„Sie hilft uns“, keuchte Kathi, als sie zu uns gelaufen kam. Wir hatten hinter dem Bootshaus auf sie gewartet.

Jede Einzelheit ihrer Begegnung erzählte sie uns.

„Obwohl Mama gestern Abend schon viel mit ihr darüber geredet hat und sie selbst ja auch unter diesen Augenkläppeln leidet, kriegt sie anscheinend in ihrer supernoblen Villa gar nicht mit, wie ernst das alles schon ist.“

Kathi schüttelte den Kopf.

„Ihr Mann hat angeblich gar nichts gegen die Malachiten. Aber er fürchtet, dass er seinen Posten verliert, wenn er das öffentlich sagt.“

„So ein Feigling!“ Das war Ulla. Wir fanden das auch.

„Mara hat sich geschämt, glaube ich. Für ihren Mann, aber auch für sich selbst. Sie ist ja auch unehrlich. Wisst ihr, was sie gesagt hat? ‚Wenn ihr Kinder den Mut habt, uns zu helfen, dann sollten wir Erwachsenen uns schämen, wenn wir dazu zu feige sind.‘

Und dann hat sie versprochen, sich für unsere Ideen einzusetzen, so gut sie kann. Sie kennt eine Menge wichtiger Leute.“

An diesem Abend rannten etwa fünfzig Männer durch die Straßen von Weinach.

Sie liefen zu ihren Wohnungen, in denen ihre Familien saßen und auf sie warteten.

Wir wussten jetzt, dass Mara den ersten Teil ihrer Arbeit erledigt hatte.

Spät abends klingelte es an der Haustür. Mama wäre vor Schreck fast in Ohnmacht gefallen. Draußen standen Mara und ihr Mann.

„Bitte, kommen Sie herein“, lud sie mein Vater ein und machte eine Flasche Wein auf.

„Wein in Weinach“, sagte der Minister, aber niemand gab ihm darauf eine Antwort.

Seine Frau kam sofort zur Sache und wandte sich an meine Mutter: „Ihr könnt stolz sein auf eure Kinder“, sagte sie. „Sie sind mutiger als wir. Mir war bis heute nicht klar, was für schlimme Dinge in unserem Land passieren.“

„Aber Mara, – ich meine– Maria...“

„Du kannst ruhig wieder Mara zu mir sagen. Das ist mein Name, der mir immer gefallen hat. Ich verstehe gar nicht mehr, wie ich so feige sein konnte. Kathi, schau!“

Sie beugte sich zu meiner Schwester hinüber und schaute ihr ins Gesicht.

„Weg mit den blauen Kontaktlinsen! Stolz war ich früher auf meine grünen Augen, und jetzt verstecke ich sie seit Monaten.“

Sie legte ihre Hand auf den Arm des Ministers.

„Mein Mann möchte dieses Unrecht auch nicht länger unterstützen.“

Der Herr Minister war sehr nervös und blass. Er war voller Angst, das merkte man genau.

„Wenn man wüsste, was die Leute wirklich denken“, sagte er, „dann könnte man...“

„Welche Leute?“, fragte ich.

„Na, die Leute in unserem Land!“

„Da wird es solche und solche geben. Die einen lassen sich von dummen Sprüchen einwickeln und vergessen, dass sie selber denken können. Und die andern merken irgendwann, dass etwas nicht stimmt“, sagte Kathi etwas vorlaut, aber Recht hatte sie natürlich.

„Man sollte herausfinden, wer was denkt“, murmelte der Minister.

„Das werden wir bald wissen“, sagte seine Frau und schmunzelte zu uns herüber. Kathi und ich strahlten uns an.

Also war auch Teil zwei unseres Planes eingeleitet.

Vor längerer Zeit hatte Kathi in unserem Lagerraum mal etwas Wichtiges gesagt: „Wenn wir alle vernünftigen Leute zusammenbringen könnten, dann würden wir etwas erreichen. Da bin ich mir ganz sicher.“

Dieser Gedanke hatte uns Hingucker nicht mehr losgelassen. In unseren Köpfen begann eine Idee zu wachsen – eine sehr einfache, die eigentlich nur für unsere Stadt geplant gewesen war. Aber warum sollte sie nicht genau so gut für das ganze Land passen? Das würde sich jetzt sehr bald herausstellen...

Oskars Vater verließ am nächsten Tag sein Haus nicht. Er wollte niemandem begegnen.

Als die Frau des Ministers gestern bei der Bootsfahrt plötzlich darauf bestanden hatte, die Insel weit draußen auf dem See zu besuchen und nicht nachgab, da nahm für ihn das Unheil seinen Lauf.

Woher wusste diese Frau das?

Der Stadtmeister konnte noch so oft wiederholen, dass er diese Verhaftungen nur zum Schutz des Ministers angeordnet hätte.

Er musste sofort alle Malachiten freilassen.

„Dieser Übereifer wird Sie Ihr Amt kosten,“ sagte der Minister, obwohl er selbst auch nicht unschuldig war.

„Warum hast du dich auch auf so schlimme Sachen eingelassen?“, hatte Oskar seinen Vater gefragt.

„Angeblich hat man ihn selbst unter Druck gesetzt“, erzählte er uns. Er schämte sich für seinen Vater.

„Komisch“, meinte Margret kopfschüttelnd, „immer sind die anderen schuld.“

Wir nickten.

„Ich bin so gespannt auf heute Abend“, sagte ich und grinste.

„Unsere Idee?“, fragte Mila.

„Genau die“, sagte Kathi voller Vorfreude.

Wie an jedem Sonntagabend saßen Hunderttausende vor ihren Fernsehapparaten und schauten sich die Nachrichten an.

Viele freuten sich wahrscheinlich schon auf den Krimi, aber zuerst kam noch der Wetterbericht. Plötzlich flimmerte das Bild.

Eine Stimme sagte: „Sehr verehrte Damen und Herren, liebe Zuschauer!

Nach den Meldungen aus aller Welt nun der Wetterbericht zur alarmierenden Klimaveränderung in unserem Land. Sicher ist Ihnen nicht entgangen, dass große dunkle Wolken unsere Städte und Dörfer überschatten. Die Kälte nimmt täglich zu, und vielen unserer Mitbürger bläst ein eisiger Wind ins Gesicht..“

Ich versuchte, mir die Gesichter der Zuschauer vor ihren Apparaten vorzustellen. Aber ich brauchte eigentlich nur einen Blick auf unsere Eltern zu werfen. Sie hatten keine Ahnung gehabt. Fassungslos hörten sie nun:

„Gehen wir einer neuen Eiszeit entgegen? Können wir etwas dagegen tun?“

Wir glauben – ja!

Wir müssen das Licht in unserem Land wieder anzünden, damit man das Unrecht besser erkennen kann.

Es ist noch nicht zu spät! Wir selber haben es in der Hand, ob es wieder hell und warm bei uns wird.

Schon morgen früh können wir ein Zeichen setzen gegen die Unvernunft und das Unrecht, das sich breit gemacht hat.

Wir müssen zeigen, was wir denken! Und dazu brauchen wir ein Erkennungsmerkmal.

Wir haben die Farbe der Malachiten gewählt– grün. Sie ist auch die Farbe der Hoffnung.

Bitte, machen Sie mit!

Ziehen Sie morgen früh mindestens ein grünes Kleidungsstück an. Gehen Sie damit auf die Straße, in die Schulen, in die Fabriken und in die Büros.

Dann wird sichtbar werden, wie viele Menschen mit den malachitischen Mitbürgern in Frieden und guter Nachbarschaft leben möchten.

Und nun wünschen wir Ihnen einen besonders guten Wochenbeginn...”

Die geheimnisvolle Stimme verstummte. Der Bildschirm war die ganze Zeit wie von einem Schneegestöber überzogen gewesen.

Nun stand der Sprecher des normalen Wetterberichts vor seiner Karte und erzählte den verstörten Zuschauern etwas über die verschiedenen Hochs und Tiefs, aber keiner hörte ihm zu.

In der Fernsehanstalt klingelten stundenlang die Telefone, aber niemand dort konnte diesen Zwischenfall erklären.

Er sollte auch für immer ein Geheimnis bleiben.

Das hatten wir mit Mara zusammen so beschlossen.

Den nächsten Morgen konnten wir kaum erwarten. Und dann war es soweit.

Die Leute kamen vorsichtig, aber mit erwartungsvollen Blicken, aus ihren Häusern.

Man bäugte sich gegenseitig und wollte auf keinen Fall der Einzige sein, der mit einem grünen Kleidungsstück durch die Stadt lief.

Doch bald wurde klar, dass davor niemand Angst zu haben brauchte.

Viele, viele Menschen waren bereit zu zeigen, was sie dachten.

Und weil es so viele waren, musste keiner von ihnen etwas befürchten. Sie fuhren mit ihren Autos und Fahrrädern, mit Omnibussen und Straßenbahnen in die Büros und in die Schulen, in die Krankenhäuser, in die Fabriken.

Viele hundert grüne Farbtupfer belebten die Straßen von Weinach. Man sah Röcke und Pullis, Schals, T-Shirts und Söckchen in den verschiedensten Grüns!

Die Leute, die sich entschlossen hatten, ihre Meinung zu zeigen, grüßten sich gegenseitig und lächelten sich etwas verlegen zu.

Allen sah man an, wie froh und erleichtert sie waren. So als ob sich schon die ersten grauen Wolken verzogen hätten.

Wir Hingucker hatten unsere Schränke durchwühlt und uns von Kopf bis Fuß in Grün gekleidet. Als wir uns in der Schule trafen, mussten wir furchtbar lachen.

„Großer Froschauflauf, verspottete uns Gurti.

In Wirklichkeit war er absolut auf verlorenem Posten.

Einer seiner Freunde hatte sich schon abgesetzt und war mit einer grünen Kappe in die Schule gekommen. Gurti riss sie ihm vom Kopf und warf sie aus dem Fenster.

Viele unserer Schulkameraden hatten sich der Idee angeschlossen. Manche durften nicht. Ihre Eltern waren dagegen. Andere wollten selbst nicht.

„Erst mal abwarten und vorsichtig sein“, sagte Tobias, ein Junge aus unserer Fußballmannschaft.

„Mir ist es völlig egal, ob die Grünaugen hier sind oder weggehen“, tönte Veronika aus Kathis Klasse und kam sich supercool vor.

Plötzlich kam Frau Cederbaum zur Tür herein! Sie hatte ihre grashüpfgrünen Jeans an. Wir schrien vor Freude, so froh waren wir, dass wir unsere Lehrerin wieder hatten.

Gurti stand mit verkrampftem Gesicht herum. Schon jetzt scharten sich nicht mehr alle seiner früheren Freunde um ihn. Einige hatten die Gelegenheit ergriffen, sich von ihrem Anführer abzusetzen. Ich hatte schon seit längerem bemerkt, dass es einigen ganz schön mulmig geworden war.

Vielleicht fing Gurti selber auch irgendwann wieder mit dem Denken an. Im Augenblick sah es noch nicht danach aus.

„Ich würde so gerne wissen, wie es in anderen Städten aussieht“, sagte Kathi in der Pause. „Hättet ihr gedacht, dass so viele Leute zu den Malachiten halten würden?“

„Ehrlich gesagt- nein. Man konnte es vorher auch nicht merken. Alle haben sich so vorsichtig verhalten.“

„Du meinst- feig!“ Kathi rückte an ihrer Brille.

„Vielleicht feig“, erwiderte ich ihr. „Auf jeden Fall nicht mutig genug.“

Diesen Satz, den ich da sagte, hatte ich irgendwo schon mal gehört...

Die Malachiten-Gegner zogen in kleinen Grüppchen durch den Ort. Sie wollten mit Notizbüchern und Fotoapparaten festhalten, wer für die Malachiten war. Aber sie wurden mit ihrer „Arbeit“ nicht fertig. Zu viele waren es, die irgendwo an ihrem Körper ein grünes Kleidungsstück trugen.

„Es sind aber auch ganz schön viele, die nicht bei unserer Idee mitgemacht haben“, meinte Mila am Nachmittag in unserem Lagerraum. „Was ist mit denen?“

„Die wird es immer geben“, sagte Aruns Mutter. „Auch sie werden irgendwann lernen müssen, dass jeder Mensch das Recht hat, geachtet zu werden, ganz egal, wie er aussieht und woher er kommt.“

„Diejenigen, die weiterhin mit ihren Augenklappen herummarschieren, könnten eines Tages in ein Loch fallen“, phantasierte Elas. Er war so erleichtert. Seine Familie hatte stark unter den Beschimpfungen gelitten.

„Wie geht es eigentlich Frau Cederbaum?“, fragte Aruns Vater.

„Sie ist wieder da“, erzählte ich ihm.

„Und wie geht es Markus?“

„Wem?“

Wir schauten uns verständnislos an. „Wer soll denn das sein?“

„Vor lauter Spitznamen habt ihr anscheinend seinen richtigen Namen vergessen. Ich spreche von Gurti.“

Aruns Vater hatte auf der Insel erfahren, was vor zwei Jahren in Gurtis Familie vorgefallen war.

Erich, Gurtis Vater, hatte seine Frau nicht sehr gut behandelt. Zumindest hatte man das so gehört.

Eines Tages war sie weg. Sie hatte Markus und seinen Vater verlassen und war mit einem anderen Mann fortgegangen.

„Er war Malachiter“, sagte Aruns Vater.

„Und nun wollen sich die beiden rächen und haben einen Hass auf alle Malachiten“, überlegte Karem.

„Das könnte zumindest einer der Gründe für ihr Verhalten sein.“

Wir erinnerten uns an die Geschichte mit Faruk in der Fabrik.

Das war damals der Anfang dieser unglaublichen Kette von Ereignissen hier in Weinach gewesen.

Wir nahmen uns fest vor, Markus gegenüber nicht schadenfroh zu sein, wegen des Sieges über die Augenkläppler. Er war ein armer Kerl.

Vielleicht hatte er keinen einzigen wirklichen Freund und beneidete uns darum, dass wir uns so gern mochten.

Es ist ja ein Riesenunterschied, ob man aus Freundschaft zusammenhält oder aus Hass auf einen „Feind“, so wie das bei Gurti war.

„Mal sehen, wie das weitergeht mit denen“, dachte ich.

Lust auf Freundschaft mit Gurti und seinen Kumpanen hatte ich wirklich nicht. Dazu waren wir zu verschieden.

„Hauptsache, man lässt sich gegenseitig in Ruhe“, fand Faruna. Und damit hatte sie Recht. Sie und Kathi waren sich durch unsere Verabredungen näher gekommen und waren nun wieder Freundinnen. Darüber waren beide sehr froh.

Am nächsten Tag konnte man es in der Zeitung lesen.

Im ganzen Land hatten Hunderttausende ihre Meinung gezeigt. Die einen vorsichtig, die anderen mutig. Dass es so viele sein würden, hätten wir nie für möglich gehalten...

„Unser ‚Wetterbericht‘ im Fernsehen war so was wie der Startschuss für den ersten Schritt auf einem langen Weg“, sagte Mara zu meinen Eltern und zu Kathi und mir. „Aber ein Weg fängt ja immer mit dem ersten Schritt an.“

Da hat sie Recht. Ich glaube, dass es noch viele Schritte geben muss und es noch lange dauern wird, bis alles wieder gut ist.

Frau Cederbaum meinte: „Dieses Unrecht hat sich langsam eingeschlichen, und es wird sich auch nur langsam wieder davonschleichen. Wir müssen Geduld haben und wach bleiben.“

Vielleicht wollen die Augenkläppler ja eines Tages doch wieder mit beiden Augen gucken. Wer ist denn schon freiwillig halb blind!

Die Wochen vergingen. Es blieb ruhig in unserer Stadt.

Aus der „Strafinsel“ wurde im Lauf der Zeit tatsächlich ein Garten, der nichts mehr mit „Weinen“, sondern eher mit „Wein“ zu tun hatte.

Doktor Riad hatte nämlich die Idee gehabt, dort Weinstöcke zu pflanzen. Die Insel sollte ein Ort für gemeinsame Ausflüge werden.

Viele Weinacher besannen sich wieder auf alte Freundschaften und Nachbarschaften mit den Malachiten. Sie bedauerten, dass sie nichts gegen die Hetzereien unternommen hätten.

Zu ihrer Entschuldigung sagten sie, sie hätten selbst Angst gehabt.

Es gab in Weinach immer noch eine Augenklappen-Gruppe. Erich, der Vater von Markus, gehörte dazu. So konnte Markus natürlich auch nicht schlauer werden. Der Ärmste!

Angeblich war sein Vater jetzt sogar der Chef von dem ganzen Haufen. Sie hatten ein Stammlokal, in dem sie sich regelmäßig trafen.

Kaum jemand hatte wirklich Angst vor ihnen. Aber wir hatten noch nicht vergessen, wie es in unserer Stadt zugegangen war.

„So etwas kann zu jeder Zeit wieder passieren“, sagte mein Vater. „Wir müssen unsere Augen und Ohren offen halten.“

Auch in der Schule war nicht plötzlich alles „Friede, Freude, Eierkuchen“.

Da waren noch genug, die keine Gelegenheit ausließen, die malachitischen Kinder zu beleidigen. Aber wir anderen waren weit in der Überzahl.

„Sind Kinder normalerweise nicht die Gerechteren?“, meinte Mama.

„Schon“, sagte Kathi, „aber sie glauben auch ihren Eltern. Und wenn die Eltern ungerecht sind, haben es die Kinder schwer.“

Das merkten wir bei Markus.

Wir brauchten alle noch Zeit, um wieder aufeinander zugehen zu können.

Frau Cederbaum hatte eine Idee für unsere Klasse.

Jeder, der Lust hatte, webte ein Armbändchen aus zwei Farben, zum Beispiel grün und braun, oder blau und grau. Das war immer die eigene Augenfarbe und die eines Freundes oder einer Freundin.

Manche von uns webten eine Zeitlang wie verrückt und versorgten alle Freunde mit Bändchen. Es war ein schönes Gefühl, eines oder sogar mehrere solcher Bänder am Handgelenk zu tragen.

Eines Tages hörten wir ein Geschrei auf dem Pausenhof. Markus hatte ein Bändchen mit grünen Fäden am Handgelenk seines besten Kumpels entdeckt.

„Sag mal, spinnst du? Was soll denn das?“

„Das Band ist von Hassai“, stotterte der. „Ich war früher gut mit ihm befreundet...“

„Hau ab, du Verräter!“

Markus stand mit rotem Kopt in der Ecke des Schulhofs. Irgendwie tat er mir leid.

Die Ladenklingel im „Olivenhain“ war wieder oft zu hören.

Und den Brauch der Du-und-ich-Kerze übernahmen viele nicht-malachitische Familien.

Wir natürlich auch.

„Die Kerze hat zwei Flammen. Wir gehören zusammen— ihr und wir, du und ich! Ihr und wir, du und ich!“

Das hatte Kathi gedichtet.

Auch die Freundschaftskugeln wanderten zwischen uns hin und her. Wir Hingucker trafen uns manchmal im Lagerraum und formten Kugeln aus Ton. Bevor wir sie verschlossen, versteckten wir ein kleines Geschenk darin.

Und noch etwas. Unsere Brille kam richtig in Mode! Viele Leute trugen sie als kleinen Anstecker an ihrer Kleidung. Das hieß so viel wie: „Wir gehören auch zu den Hinguckern!“

Mama und Mara hatten ihre Freundschaft auch wieder aufgewärmt. Sie telefonierten oft miteinander.

Maras Mann war jetzt kein Minister mehr.

Wahrscheinlich hatte er gemerkt, dass er ohne seine Frau- und ohne uns- kläglich versagt hätte.

Stellt euch vor!

Suni und ihre Eltern sind zurückgekommen!

Als wir es erfuhren, trafen wir uns sofort alle zwölf im Lagerraum. Diesmal nicht, um Probleme zu wälzen, sondern um zu feiern.

Aruns Eltern hatten einen großen Tisch gedeckt.

Nur für uns!

Wir ließen uns die feinen Sachen schmecken, die Aruns Mutter für uns gekocht und gebacken hatte.

Jeder von uns hatte ein leeres Glas vor sich stehen. Aruns Vater ging von einem zum andern und goss ein kleines bisschen Wein ein.

Noch bevor ich das Glas an den Mund setzte, wusste ich, wie dieser Wein schmecken würde.

Und tatsächlich! Er war süß!

Im Rathaus saßen neu gewählte Räte.

Stadtmeistet wurde mein Vater.

„Wir müssen auf ihn aufpassen, dass er nicht so unglaubliche Sachen macht wie Oskars Vater“, flüsterte mir Kathi zu, als er die Amtskette umgehängt bekam.

Es waren auch drei Malachiten in den Stadtrat gewählt worden. Einer davon war Doktor Riad.

Kathi und ich machten unserem Stadtmeister-Vater für seinen Sitzungssaal einen Vorschlag, den er gerne annahm.

Es wurde dort ein Wandteppich aufgehängt, der daran erinnern sollte, was in unserem Ort geschehen war.

Dieser Teppich war aus all den Augen-Abzeichen zusammengesetzt, die die Malachiten an ihren Kleidern hatten tragen müssen.

Jeder hat seine Abzeichen zu uns gebracht, und Mama hat aus den vielen Stoffstückchen den Erinnerungsteppich genäht.

Er wurde richtig berühmt. Sogar im Fernsehen kam ein Bericht darüber.

Die Ferien sind jetzt fast vorbei. Es regnet schon lange nicht mehr. Im Gegenteil-herrliches Wetter ist draußen!

Trotzdem sitze ich jeden Tag mindestens eine Stunde hier und möchte meine Geschichte zu Ende schreiben.

Anfangs wollte ich ja nur Frau Cederbaum einen Gefallen tun. Aber dann habe ich gemerkt, wie wichtig es für uns alle ist, dass wir uns genau erinnern.

Ein Heft hat natürlich nicht gereicht. Fast fünf sind voll geworden! Arun hat mir dabei geholfen. Und Kathi auch.

Ich habe wirklich Glück, dass ich so einen Freund und eine solche Schwester habe. Aber die beiden haben mit mir auch Glück!

Wir Hingucker haben uns überlegt, ob wir unsere Gruppe jetzt, wo doch alles vorbei ist, auflösen sollen. Aber wir tun's nicht. Erstens sind wir wirklich gute Freunde geworden, und zweitens muss man immer genau hingucken. Damit kann man doch nicht einfach aufhören, oder?

Manchmal kommt uns das alles wie ein Spuk vor. Aber wir haben es tatsächlich erlebt. Oskar zum Beispiel hat seinen Vater von einer schlimmen Seite kennengelernt. Wir haben erfahren, dass nicht nur Kinder lernen müssen, sondern auch Erwachsene. Und dass man nicht den Kopf einziehen darf, sondern sich nach denen umschauchen muss, die genauso denken wie man selbst. Dann ist man schon nicht mehr allein...

Wie gut ich meine Schwester Kathi jetzt kenne! Und meinen Freund Arun. Da drüben sitzt er wieder auf meinem Bett und wartet, dass ich die letzten Zeilen aufschreibe. Wir wollen runter zum See. Die andern sind vielleicht schon da. Aber vorher werde ich noch etwas machen, worüber er sich ganz bestimmt freut. Ich werde hinübergehen zum Fensterbrett und meine Freundschaftskugel holen. Sie liegt dort, seit er sie mir damals bei der Grünabendfeier geschenkt hat.

Jetzt ist es soweit! Ich schau rein...

ENDE

Ursula Kraft: *Die Hingucker*.
Buchecker Verlag 2001